

**Zeitschrift:** Beiträge zur Geschichte Nidwaldens  
**Herausgeber:** Historischer Verein Nidwalden  
**Band:** 42 (1985)

**Artikel:** Jakob Joseph Matthys : Priester - Sprachenkenner - Dialektologe  
**Autor:** Baumer, Iso  
**Kapitel:** 6: Der Sprachenkenner  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-698317>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## 6. DER SPRACHENKENNER

Wie wir im ersten Kapitel gezeigt haben, fielen den meisten Berichterstattern über Kaplan Matthys vor allem dessen phänomenale Sprachkenntnisse auf. Diesem Eindruck kann sich auch jeder andere Leser der Autobiographie nicht verschliessen.

Eben dank dieser Autobiographie sind wir im Falle des Kaplan Matthys zum ersten Mal imstande, über das Phänomen der Polyglottie (Vielsprachigkeit) zuverlässige Aussagen zu machen. So viele andere Fälle auch sonst bekannt sein mögen — darauf werden wir noch zurückkommen —, noch nie wurde ihre Sprachkompetenz, d.h. der wirkliche Grad ihrer jeweiligen Sprachbeherrschung, nachprüfbar dargestellt. Dies wollen wir im folgenden tun. Wir geben zuerst eine Beurteilung seiner Sprachkenntnisse, wobei wir uns auf Spezialisten der jeweiligen Sprache stützen. Sodann untersuchen wir die Art und Weise seiner Sprachstudien, wenden uns dann seinen Arbeiten an einer Welthilfssprache zu, um schliesslich, vom Einzelfall Matthys ausgehend das Phänomen der Polyglottie als solches grundsätzlich aufzurollen.

### *a) Beurteilung der Sprachkenntnisse von Kaplan Matthys*

Es ist zum vornherein zu erwarten, dass Matthys die fünfunddreissig Sprachen, in denen er seine Autobiographie von 1844 abfasste, nicht alle in gleichem Masse beherrschte; zu unterschiedlich ist für einen Deutschsprechenden der Schwierigkeitsgrad ihrer Erlernung. Ganz verschieden war auch der Lehrgang. Die meisten Sprachen erwarb er sich im Selbststudium. Das Ausland (mit Ausnahme von Bayern) hat er nie besucht, noch redete er viel mit Leuten fremder Zunge. Auch pflegte er mit ihnen nur selten schriftlichen Kontakt. So war er fast ganz auf Bücher angewiesen. Dabei konnte er nicht die besten Lehrmittel aussuchen, er musste jene nehmen, die ihm angeboten wurden und die er sich finanziell leisten konnte. Im übrigen existierten zu jener Zeit für mehrere Sprachen noch gar keine Lehrbücher. Matthys musste sich hier die Kenntnis anderswie aneignen.

#### *aa) Übersicht über die Sprachen*

Die Reihenfolge der Sprachen in seiner Autobiographie scheint keiner bestimmten Ordnung zu folgen: weder der chronologischen (des Zeitpunkts ihrer Erlernung durch Matthys) noch der systematisch-typologischen, noch der genetischen Ordnung (nach Sprachverwandtschaften). Vorwegnehmend kann gesagt werden, dass Matthys die sogenannten «toten» Sprachen am besten beherrscht hat, d.h. jene Sprachen, die nicht mehr gesprochen werden und somit nicht mehr dem Wandel unterliegen, deren Wortschatz (lexikalisches Corpus) und Gramma-

tik feststehen und für die auch schon Lernmittel bzw. systematische Grammatiken auf dem Markt sind: das gilt für Sanskrit, Altgriechisch, Latein, Hebräisch, Syrisch, Äthiopisch, aber auch Alt-Provenzalisch und Alt-Französisch. Hingegen machen ihm — von heute aus beurteilt — viel «geläufigere» Sprachen wie Englisch, Französisch und Spanisch beträchtliche Mühe. Das hat aber weniger mit seiner Sprachbegabung zu tun, die allerdings vorwiegend grammatisch-strukturell und lexikalisch war, als vielmehr mit den ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln.

Ohne uns auf die Diskussion über die Klassifizierung der Sprachen einzulassen<sup>1</sup>, gliedern wir nachstehend die Sprachen bei Matthys nach folgendem Schema (in Klammern, soweit abweichend, die Bezeichnung bei Matthys):

1. Indogermanische Sprachen

- 1.1. Sanskrit
- 1.2. Persisch
- 1.3. Griechisch
  - 1.31. Altgriechisch
  - 1.32. Neugriechisch

1.4. Latein und romanische Sprachen

- 1.41. Latein
- 1.42. Italienisch
- 1.43. Spanisch
- 1.44. Portugiesisch
- 1.45. Alt-Provenzalisch
- 1.46. Alt-Französisch
- 1.47. Neu-Französisch
- 1.48. Surselvisch bzw. Oberländer-Romanisch (Churwälsch-Rhätisch)
- 1.49. Unter-Engadinisch

1.5. Germanische Sprachen

- 1.51. Deutsch (der ganze Originaltext der Autobiographie)
- 1.52. Nidwaldner Mundart
- 1.53. Englisch
- 1.54. Holländisch
- 1.55. Schwedisch
- 1.56. Dänisch

1.6. Slawische Sprachen

- 1.61. Russisch
- 1.62. Polnisch
- 1.63. Tschechisch (Böhmisches)
- 1.64. Ober-Sorbisch (Sorbisch-Wendisch)
- 1.65. Slovenisch-Windisch
- 1.66. Slovenisch-Krainisch

<sup>1</sup> Vgl. Gustav Ineichen, Allgemeine Sprachtypologie (Erträge der Forschung, Bd. 118), Darmstadt 1979.

2. Semitische Sprachen
  - 2.1. Hebräisch
  - 2.2. Biblisch-Aramäisch
  - 2.3. Mittel-Hebräisch
  - 2.4. Syrisch
  - 2.5. Arabisch
  - 2.6. Maurisch-Arabisch
  - 2.7. Aethiopisch
3. Übrige Sprachen
  - 3.1. Ungarisch
  - 3.2. Chinesisch
  - 3.3. Malaiisch

Aus dem Brief von 1843 an Landmajor Clemens Christen geht hervor, dass Matthys sich ausserdem noch mit «Wallachisch» (Rumänisch), Lapländisch und Gotisch befasst hat. Doch handelt es sich bei den drei Sätzen, die er uns in diesen Sprachen hinterlässt, um Sprichwörter, die er abgeschrieben hat. Ob er in diesen Sprachen einen Abschnitt in der Autobiographie hätte verfassen können, ist fraglich.

Es scheint, dass sich Matthys nach seiner Übersiedlung nach Dallenwil nur noch um wenige weitere Sprachen bemüht hat. Sicher lernte er nach 1854 noch Hindustani (Urdu) und suchte Türkisch-Lehrbücher; zuweilen frischte er die bisherigen Sprachkenntnisse auf. So sind je ein englischer, spanischer und arabischer Brief und ein paar chinesische Zeilen aus den Jahren 1854/55 erhalten. Man gewinnt aber daraus nicht den Eindruck, dass er zwischen 1844 und 1854 irgendwelche Fortschritte gemacht hat. Er konnte sich wohl in Dallenwil seinen Sprachen weniger widmen, so dass er nicht dazu kam, ihre Kenntnisse zu vertiefen oder wesentlich zu erweitern. In den letzten vier Lebensjahren befasste er sich dann ausschliesslich mit der einheimischen Mundart.

Um die 34 Sprachproben der Autobiographie überprüfen zu können, unterbreitete ich je eine Fotokopie des fremdsprachigen Originaltextes und meine eigene Abschrift des deutschen Textes Fachwissenschaftlern der betreffenden Sprachen. Damit ich die Urteile miteinander vergleichen konnte, beschrieb ich auf einem Begleitbrief meine Wünsche in bezug auf die Sprachanalyse. Ein grosser Teil der Adressaten hielt sich daran, andere nicht, so dass schliesslich Gutachten im Umfang von wenigen Zeilen bis zu zehn und mehr Schreibmaschinenseiten vorlagen. Für den Zweck der Publikation habe ich diese Gutachten vereinheitlicht. Dabei gebe ich sie zum Teil wortgetreu wieder, zum Teil gekürzt.

*bb) Analyse der 35 Sprachproben*

*Sanskrit*

«Die Devanagari-(Sanskrit-) Lettern sind schön und gut leserlich geschrieben. Gewisse Eigenheiten lassen vermuten, dass Matthys Bopp's Grammatik (Berlin 1827 deutsch, 1832 lateinisch, kürzere Fassung 1834) benutzt hat. . . Die deutsche Vorlage ist wörtlich in die fremde Sprache übersetzt worden — vielleicht aber auch direkt in Sanskrit geschrieben — und klingt auch im Sanskrit vom Satzbau her deutsch. Der Verfasser besaß offensichtlich nicht ausreichende Sanskritkenntnisse, um sich in den für diese Sprache typischen Formen und Wendungen auszudrücken (Nominalstil, Komposita, Absolutiva und Partizipialformen) . . ., Bopps Grammatik gibt übrigens kaum syntaktische Hinweise. . . Es ist möglich, . . . dass er lediglich durch fleissige Grammatikstudien und mit Hilfe eines Wörterbuches die Sätze gebaut hat. Die Erzählung wirkt naiv und kunstlos und ist in der Art von Übungssätzen verfasst. Matthys beweist, dass er die verschiedenen Tempora und Modi der Verben, die Deklination der Nomina, Adjektiva und Pronomina beherrscht. . . Die euphonischen Regeln (Samdi-Regeln) sind gewissenhaft nach Bopp's Angaben befolgt worden». Im Ganzen konnten Matthys etwa zwanzig Fehler nachgewiesen werden, die sich ebenmässig unter Orthographie-, Morphologie-, Syntax- und Wortschatzfehler verteilen. Gesamurteil: «Die kritischen Bemerkungen haben keineswegs die Absicht, das Verdienst dieser Arbeit zu schmälen. Die Mühe und Anstrengung, eine derart schwere Sprache wie das Sanskrit autodidaktisch zu erlernen und gar noch einen deutschen Text in diese zu übersetzen, verdient volle Bewunderung. Die beanstandeten Fehler verändern übrigens den Sinn der Erzählung nicht. Für den deutschsprachigen Leser ist der Text gut verständlich; es drängt sich allerdings die Frage auf, ob ein Leser, der weder Deutsch noch andere europäische Sprachen beherrscht, ihn ebenfalls verstehen würde».

*Persisch*

«Ich habe den Text der Autobiographie mit der persischen Übersetzung verglichen und sie im Ganzen richtig gefunden, wobei zu berücksichtigen ist, dass es sich beim Persischen um eine leichte Sprache handelt». Auf Zeile 17 befindet sich ein Wort, das nicht erklärbar ist (wohl verschrieben), und das erste Wort auf Zeile 8 bedeutet sonst «Dienst tun», wird von Matthys aber im Sinne von «einen Dienst erweisen» gebraucht.

*Altgriechisch*

Der Text beweist eine «erstaunliche Aneignung einer Kunstsprache aus Grammatik und Wörterbuch. . ., aber ohne jedes Empfinden bzw. Wissen über Stil und Stilgeschichte (Gebrauch von späten, obsoleten, unattischen Wörtern und Formen mitten in einem steifen Schulattisch)». Im einzelnen sind manche Akzentfehler (aus Unkenntnis oder Flüchtigkeit) festzustellen, die sich teilweise auf die

morphologische Korrektheit auswirken, einmal ein falsches Kompositum in Zeile 2, schulmässig richtige, aber unschöne Schachtelungen von attributiven Stellungen in Zeilen 1/2 und 39 usw.

### Neugriechisch

Die Sprache ist «im grossen Ganzen... verständlich, aber künstlich bis konfus; schulmässig angelernt unter starkem Einfluss des Alt-Griechischen.» Auch hier sind gelegentlich falsche Akzente gesetzt worden. Zwei, drei Verbformen sind unkorrekt. Vokabeln treten in ausgefallener bzw. falscher Bedeutung auf (meist dem Altgriechischen nachgebildet). Im Satzbau werden an sich richtige Konstruktionen stereotyp bis falsch angewendet.

### Latein

Es wurden ganz wenige Abweichungen vom klassischen Latein festgestellt, so in Zeile 8 *deferant* statt *deferrent*, in Zeile 17 *reddatur* statt *redderetur* und in Zeile 39 *abhorreant* statt *abhorrerent*, aber «in allen drei Fällen lässt sich ... ein Bezug zur Gegenwart denken, der das Praesens — entgegen den Regeln der *Consecutio temporum* — wenn nicht rechtfertigt, so doch verständlich macht, zumal da sonst in sechs Fällen korrekt das Imperfekt bzw. Plusquamperfekt gesetzt wird». In den Zeilen 21 und 34 (*et* vor dem letzten Glied bei Aufzählungen statt angehängtem *-que* oder nichts) und in Zeile 29 (*quin* statt *ut non*; *quin* ist im klassischen Latein nur nach negativem Satz möglich) «handelt es sich um Abweichungen, die aus einer natürlichen Weiterentwicklung des antiken Lateins ohne weiteres psychologisch erklärbar sind, also nicht um eigentliche Fehler. Matthys kann gut Latein». Aufschlussreich ist «die Annahme, dass der lateinische [Text] das Original ist; gewisse Stellen des deutschen Textes riechen nach Übersetzung, z.B. 'eintrügen' (16/17), 'zu fürchtende Dinge' (23/24), 'gefunden hätte' (32), 'zurückschaudern' (39). — Auffällig ist die Entsprechung *persuadere* 'beorden' (8/10).»

### Italienisch

Der Text ist flüssig geschrieben, enthält aber vor allem syntaktische Unkorrektheiten. So scheint Matthys die Regeln der Zeitenfolge und der Anwendung der Modi in indirekter Rede nicht zu kennen, er braucht wie im Deutschen Konjunktiv Praesens statt Indikativ Imperfekt, allenfalls Indikativ Praesens. Er kopelt «die Benefizien werden ledig (frei)» und «sie werden gegeben» zusammen: *vengono vacanti e (vengono) conferiti*; im ersten Fall handelt es sich jedoch nicht um ein Passiv. Einige Orthographiefehler können auch nur Varianten aus Büchern vor 1844 sein. Es gibt ein paar Akzente zuviel. Das Possessiv-Adjektiv in Zeile 34 muss *loro* (nicht *suo*) heißen. Manche Wörter sind in dem Sinne, wie er sie braucht, sonst nicht so belegt (*opera manuale* statt *lavoro manuale*; *somministrare* heisst «verabreichen», nicht «bestreiten», von «Kosten» gesagt). Es ist auch unüblich, im Italienischen das Doppel-n und Doppel-m durch Überstreichen der Buchstaben (ñ, ñ) anzudeuten.

### Spanisch

Im Spanischen hat Matthys vor allem Mühe mit den Zeiten; in Bedingungssätzen «wenn ich gewusst hätte» schreibt er mehrfach hintereinander die einfache statt die zusammengesetzte Zeit. Im Wortschatz ist er oft unsicher, er verwechselt zeitliches «verlängern» *prolongar* mit räumlichem *dilatar* (allerdings auch im Sinn von «ausdehnen», «verzögern»), *atraerse la atención* statt *llamar* «die Aufmerksamkeit zuziehen», *el libelo* («Schmähsschrift») *de escuela* für «Schulbüchlein» statt eventuell *manual*. Einen ziemlich schwerwiegenden morphologischen Fehler begibt er mit *es muerto* statt *ha muerto* «ist gestorben». Dazu kommen mehrere orthographische Ungenauigkeiten: *inimigo* statt *enemigo*, *segundo* statt *segundo*, Akzente zuviel oder zuwenig. Immerhin ist auch dieser Text durchaus verständlich, obgleich er nicht nur einfache Sätze enthält.

### Portugiesisch

«Ich gehe wohl richtig in der Annahme, dass der Autor Ihrer Arbeit nie lusitanischen Boden betreten hat. Dann muss man ihm das Kompliment machen, dass er das Portugiesische recht gut erfasst hat. Bei allen Unzulänglichkeiten ist es ihm gelungen, seinen eigenen Text in ein durchaus verständliches Portugiesisch zu übertragen». Hier sind neben lexikologischen Ungenauigkeiten, wie *casa de pasto* besser: *pousada* (3); *desajuntar-se* besser: *desfazer-se* (11/10); *comunidade* besser: *comuna* (17); *consentir* besser: *concordar* (25) einige orthographische Eigentümlichkeiten zu verzeichnen. In der Vergangenheit beschränkt er sich auf Perfekt und Imperfekt, obwohl das *Pretérito simple* korrekter wäre: *não porque a causa tivera* (statt *tivesse*) *sido impossivel* (23/24). Nur im Spanischen sind beide Konjunktivformen *tuviera* und *tuviese* gleichwertig. Andere Hispanismen: *desear* statt *desejar* (10), *assemblea* (spanisch *asamblea*) statt *assembleia* (22), *obispo* statt *bispo* (13), *fuese* statt *fosse* (26).

### Alt-Provenzalisch

«Im Gesamten hat sich der Verfasser Schreibung und Morphologie (auch unregelmässige und seltene Formen) und einen beachtlichen Spezialwortschatz zu eigen gemacht, der eher auf die Lektüre von provenzalischen Prosatexten als auf Troubadourlieder weist. Vielleicht hat der Verfasser Texte (Zitate?) gelesen, in die französische Formen eingesprengt sind. Dann könnten auch diese allenfalls richtig oder doch möglich sein. Man hat den Eindruck, er habe Rechtstexte gekannt (cf. *tenezô et... domini*, Zeile 8); auch der deutsche Text klingt ja an Rechtstexte an». Diesem Gesamturteil entsprechend sind nur wenige Einzelbemerkungen zu machen: es müsste heißen *en fui esfredatz* statt *soi esfredatz* (21); *tazer* (oder *taire*, *taiser*) statt *taissir*; *ûs logals auzius* (32): *auzir* «hören», *auzius* «gehörig, schicklich» (von Matthys so gebildet) vgl. surselvisch: *quei s'auda* «das gehört sich»; *jurja* (35) scheint nur neuprovenzalisch belegt zu sein (Mistral: *jurjo* = «injure»); *atarzar* (38) statt *atarzier*; in Zeile 10 spricht Matthys von *la senha de la sancta crotz*, das einem «Kreuzgang» (Prozession) im deutschen Text entspricht; vermutlich han-

delt es sich um eine Verlegenheitslösung von Matthys, dem das passende Wort nicht zur Verfügung stand und darum einfach zu «Zeichen des heiligen Kreuzes» auswich, da man im Deutschen ja auch sagen kann: «sie kommen mit Kreuz und Fahnen».

### Alt-Französisch

Es sind wenige Bemerkungen zu machen: Matthys gibt *v* meist mit *u* wieder; *puit* (19) muss *puist* lauten (Konjunktiv 3. Person Singular); *auoeuc* (21) muss *avoec* heißen; *dedant* (22) heißt richtig *dedanz*. Dazu wären einige vielleicht ungewöhnliche Konstruktionen zu verzeichnen (17/18, 22/23, 23/24). Jedenfalls ist das Alt-Französische sehr viel korrekter als das (Neu-)Französische und das Italienische.

### Französisch

Orthographisch sind einige Versehen zu bemerken: *Francais, dévais, plûpart* (als Anzeige für den Ausfall des *s* jedoch verständlich), *dangereusement, couter* statt *couter*. In der indirekten Rede kennt er die Regeln sowenig wie im Italienischen und Spanischen; er setzt stets Konjunktiv Praesens statt Indikativ Imperfekt. Er braucht das falsche Hilfszeitwort in der reflexiven Konjugation: *je m'ai donné*. Er schreibt: *le reçoivent gratuit* statt *gratuitement*. Es kommen weitere falsche Konstruktionen dazu: *en prêtre* (3): *en tant que prêtre*; *pas, même* (42): *même pas*; *attention de ce que* (35): *au fait que*; *on ne s'est pas plu(s)* (46): *on n'a pas voulu*; *à cause de la faire chercher* (49): *parce qu'il faut*. Hier und anderswo zeigen sich auch einige Unkorrektheiten im Wortschatz, z.B. *apprendre* (51) im Sinn von *éprouver, expérimenter*; *fair réflexion* (35): *faire attention*; *expédier* (11): *faire effectuer*. Insgesamt wird man die Französischkenntnisse des Kaplans als genügend, aber keineswegs als gut beurteilen dürfen.

### Surselvisch (Oberländer-Romanisch)

Gesamthurteil: «Die Tatsache, dass Matthys sich nicht scheut, verschiedene in geistlichen Schriften gängige Germanismen zu gebrauchen sowie die Natürlichkeit ihrer Integration deuten auf eine gute Kenntnis des surselvischen Wortschatzes. Doch erweisen sich die 50 Linien (gegenüber merkwürdigerweise nur 30 im wesentlich besser geratenen ladinischen Teil) als fast durchgehend unbeholfene und wortwörtliche Übersetzung der deutschen Vorlage, wozu beispielsweise die mehrfache Verwendung des Imperfekts statt passenderem Perfekt gehört. Matthys dürfte sich seine Surselvisch-Kenntnisse durch Kontakte mit katholischen Geistlichen bzw. durch deren Vermittlung religiöser Literatur angeeignet haben, indessen weist seine Orthographie auch Merkmale der reformierten Surselva auf». Orthographische Eigentümlichkeiten (abgesehen von den damals üblichen Schwankungen): *jou* (3) statt *jeu*; *perchei* (4) statt *pertgei*; *de la* (7) statt *della*; *saper* (19/20) statt *saver*; *lûgens* (27) statt *loghens* (vgl. Zeile 42 *logens*); *finalménç* (50) statt *-mein* (früher etwa auch *-meing*). Umständliche Übersetzungen: *enten la Vall* (4) statt *en la val*; *ljung Temps* (11) statt *ditg* (lange); *Benefezi ecclesiastic* (17) statt

*pervenda; tras causa de* (23) statt *pervia da, muort; en tut Lügens* (27) statt *dapertut; per la Fin de* (35/36) statt einfachem *per*. Zeilen 6 und 45: Artikel beim Possessivadjektiv (im Italienischen und Surmeirischen gebräuchlich); *su* (11) statt *sin* (Italianismus); bei *era vegnius malsaun* (38) fehlt das typische prädikative -s des Surselvischen: *era vegnius malsauns*. Dazu kommen noch viele andere Kleinigkeiten.

### *Unterengadinisch*

«Dieser Text orientiert sich sprachlich in jeder Hinsicht an dem acht Jahre zuvor gedruckten Unterengadiner Neuen Testament, *Jl Nouv Testament da nos Segner Jesu Christo. Tradüt in Rumansch d’Engadina Bassa, Paris 1836*». Wie oben (beim Surselvischen) erwähnt, ist dieser Text sprachlich viel korrekter. Nebst einem Italianismus [*scuola* (13/14) statt *scoula*; *ogni* (1) war damals sehr verbreitet] ein falsches Possessivadjektiv: *in seis pleds* (30) statt *lur pleds*; Fehlen eines Hilfsverbs für den Ausdruck des Passiv: *e quai ais fat* statt *quai ais gnuü fat, quai fuo (füt) fat*; einige wenige weitere Unkorrektheiten. Die Anlehnung an den Text des oben genannten Neuen Testamente kann an Dutzenden von Beispielen (Orthographie, Morphologie, Wortschatz, Syntax) nachgewiesen werden.

### *Hochdeutsch*

Ich verzichte darauf, den hochdeutschen Text der Autobiographie sprachlich zu analysieren. Da Matthys ihn so gestalten musste, dass er in 34 andere Sprachen übersetzbare war, kann man nicht erwarten, dass er ihm irgendwie literarischen Wert verleihen wollte. Die Berichterstattung ist bewusst einfach gehalten und enttäuscht sprachlich wie inhaltlich. In seinen Briefen und Protokollen erweist sich Matthys hingegen als gewandter Schreiber; seine klare, konsequente Orthographie fällt überall angenehm auf.

### *Nidwaldner Dialekt*

Da wir den Bemühungen von Kaplan Matthys um seine einheimische Mundart das ganze nächste Kapitel widmen, bringen wir das entsprechende Gutachten dort.

### *Englisch*

«Matthys war sicherlich nicht sprachunbegabt. Als Autodidakt hat er es ganz weit gebracht, aber nicht weit genug, um einen fehlerfreien Text zu schreiben. Das Vokabular ist nicht sattelfest und gar nicht stilsicher. Wie kann man die Interjektion 'So! So!' wortwörtlich übersetzen anstatt *well! well!* In einem oder zwei Fällen ist der Wortschatz antiquiert. Das Verb *to wend* ist nach 1635 im Sinne von 'sich begeben', *to wend ourself*, nicht mehr belegt. Bei *to long after* anstatt *to long for* liegt wahrscheinlich auch obsoleter Gebrauch vor. Es hat auch einige dumme grammatischen Fehler. Am schwersten wiegen die syntaktischen Fehler. Aus ihnen ist ersichtlich, dass sein Englisch beschränkt und unbeholfen war. ... durchsetzt mit Germanismen. Erwähnenswert ist die durchgehende Kleinschreibung von *i* statt *I* ('ich')». Ein paar Beispiele als Belege: Statt *instant* (2) Adjektiv

muss ein Adverb stehen, und zwar *urgently* (*instantly* heisst «sofort»); nach *requiring* (2) müsste eine Infinitiv-Konstruktion folgen *requiring me to be their chaplain*; statt *about the end* (4) muss es heissen *towards the end* oder *at the close of the year*; *fall out* (6) heisst «sich ereignen», nicht «hinzukommen»; statt *after* (9) müsste *as soon as* («sobald als») stehen; *for the sake of* (7) ist zu korrigieren durch *reasons for which*.

### Holländisch

«Der Text macht einen 'niederländischen' Eindruck . . . Schwierig wird es, eine Fehleranalyse aufzustellen, denn eine Fehleranalyse impliziert eine Sprachnorm . . . Die Orthographie war bis zu den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht festgelegt; die Grammatikbücher waren normativ statt deskriptiv; in manchen Büchern des letzten Jahrhunderts findet man sehr häufig Wörter, die man heute als deutsch oder als 'Germanismus' zurückweisen würde.» — Unter diesem Vorbehalt sollen hier einige Bemerkungen angebracht werden: Deutsche Satzkonstruktionen: *Kennen geleerd* (4) — für *leren kennen*; *toe stoppen durfde* (23) statt *durfde toe te stoppen*, *durfde dicht maken*. Germanismen im Wortschatz: *uiterlijke* (19) statt *aan de buitenkant*; *toezamen* (30) statt *samen*; *dartoe* (35) statt *boven-dien*. Ganz ungebräuchlich *het water in de kelderplaats zijnde* (34) «das im Keller seiende Wasser» statt *dat in de kelder was*.

### Schwedisch

«Sowohl das Schwedische wie das Dänische sind im wesentlichen erstaunlich korrekt, aber wohl schon für die damalige Zeit fast archaisch, weit entfernt von natürlicher Umgangssprache (vgl. z.B. den häufigen Gebrauch von dänisch *erholde* 'erhalten, bekommen' anstelle des allgemein gebräuchlichen *faa*); man möchte fast vermuten, dass Matthys sich seine Schwedisch- und Dänisch-Kenntnisse in Bibelübersetzungen holte, zumal kaum anzunehmen ist, dass er über Lehr- und Wörterbuch verfügte». In den 26 Zeilen des schwedischen Textes finden sich fünf grammatische Fehler (eigentlich zum Teil eher orthographische Unkorrektheiten): *bönderne* (5) statt *bönderna* «die Bauern»; *Läkemedlar* (19) statt *läkemedel* «Heilmittel»; *veckars* (19) statt *veckors* «Wochen»; *badekur* (21) statt *badkur*; Komparativ *längare* (25) statt *längre*. Fünf Wortschatzfehler: *verlägenhet* (7/8) statt *belägenhet* «Lage»; *åt våren* (15) statt *ut på våren*; *i . . . veckars tid* (19/21) statt *under en . . . veckors tid*; *hos Baden* (21) statt *i Baden*. Zwei, drei Syntax- oder Phraseologie-Unkorrektheiten: statt *just jag* (7) wäre besser *det var just jag som . . .*; Zeile 10 sollte vor *quäljande värk* besser noch der unbestimmte Artikel *en* stehen; Zeile 16 sollte besser lauten *jag bleff liggande lam i sängen*. Bemerkenswert ist, dass Matthys in der schwedischen Syntax also ziemlich sattelfest ist, während ihm sonst dieser Bereich eher Mühe macht.

### Dänisch

Der dänische Text ist wesentlich länger als der schwedische und enthält entsprechend mehr Fehler: sechs Grammatikfehler, vier Wortschatzfehler und in

der Syntax acht Fälle, von denen wenigstens sechs eher minder gute Lösungen als eigentliche Fehler darstellen. Wir geben eine Auswahl: Zeile 27/28 bringt Matthys unflektierte prädikative Adjektive: *ledig, besat* statt *ledige, besatte; for deres Skyld* (32) statt *for hon Skyld; erholden* (33) statt *erholdt*; in Zeile 1/2 sollte die Wortstellung anders sein: *et jeg allerede länge havde längets* (so auch in Zeilen 18 und 30); Zeile 24/25 müsste etwa lauten: *den Ulykke, der ville tilkomme mig*, und Zeile 39/40: *fordi somme i dette tilfolde ikke havde haft nogen Kaplan*; im Wortschatz stünde statt *arm* (23) besser *fottig*; statt *oven* (34) besser *ovenover, foroven*. Aber auch hier kann man von einem im wesentlichen sprachrichtigen, wenn auch altertümlichen, etwas steifen Text sprechen.

### Russisch

«Matthys schreibt gut leserlich und kalligraphisch schön. Sein Ductus ist aber nicht flüssig wie bei normaler Handschrift, sondern jedes Zeichen ist vom andern leicht getrennt. . . Einige Buchstaben haben allerdings eine etwas ungewöhnliche Form. Seine Morphologie entspricht derjenigen seiner Zeit — Mitte 19. Jahrhundert — (die auch altkirchenslawische Formen beibehält). Seine Syntax ist korrekt, der Stil angenehm frei, wie er in russischer Prosa üblich ist.» Immerhin finden sich einige kleine Schreibfehler, etwa Zeile 20 in der Form für «zwanzig». Das sogenannte «weiche Zeichen» setzt er im Wort für «Gulden», vergisst es aber in der Wiedergabe des Ortsnamens «Wolfenschiessen» (jeweils nach dem *l*). Zeile 31 hat Matthys den Akkusativ des Wortes für «Diener» entsprechend der allgemeinen üblichen Regel mit dem Genetiv wiedergegeben, doch gilt die Regel im Falle dieses Wortes nicht, und statt *slugi* hätte er *slugu* schreiben müssen.

### Polnisch

«Das Polnische weist nicht wenige Fehler auf. . . , und doch ist der Charakter der damaligen Sprache, vor allem auch was die Wortfolge im Satz betrifft, erstaunlich gut getroffen. . . Die Orthographie (recht gut beherrscht) ist etwa die der 1820er Jahre. In der Tat liegt die Vermutung nahe, dass er Polnisch nach einer Bibel gelernt hat. . . Ich habe einige Zeit die Idee erwogen, ob er sich nicht von einem Dreiviertelkompetenten hat helfen lassen. Es besteht ein seltsamer Widerspruch zwischen dem exzellenten Gefühl dafür, wie im früheren 19. Jahrhundert ein polnischer Satz gebaut ist, und den Böcken, die der Textverfasser schiesst. Letzten Endes aber bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass eben in solchen Widersprüchen die Echtheit dieses kuriosen Sprachgenies zu suchen ist — das heisst er wird den polnischen Text wohl ohne Hilfe verfasst haben. Aber das sind natürlich alles nur Vermutungen».

### Tschechisch (Böhmisches)

Das Gesamturteil über die tschechischen Sprachkenntnisse von Matthys ist sehr günstig, wenn auch einzelne Versehen angemerkt werden müssen: «Vom Standpunkt der Sprache der 20er oder 30er Jahre des letzten Jahrhunderts macht Matthys eigentlich kaum Fehler. Wo wir anstossen, handelt es sich besonders um

syntaktische Merkmale einer papierenen Verwaltungssprache. So hat man damals — nach allem, was uns zugänglich ist — nicht gesprochen. . . Unter den genannten Voraussetzungen schreibt Matthys eine erstaunlich gute Sprache. Da ich keine morphologischen Fehler entdeckt habe, werden Ungereimtheiten besonders der Wortordnung mit grosser Wahrscheinlichkeit seinen Quellen anzulasten sein: Latinismen und Teutonismen oder was als das erscheinen muss, besonders im Bereich der Wortordnung innerhalb des Satzes (Verb am Satzende, Reflexivum an überraschender oder kaum möglicher Stelle usw.). In Matthys' Lehrbuch werden überdies Fragen der Syntax wohl nur stiefmütterlich behandelt gewesen sein. Kurz: Hut ab vor den Tschechisch-Kenntnissen des J.J. Matthys». — Matthys schreibt, entsprechend der Orthographie seiner Zeit, überall *g* und *w*, wo man heute *j* und *v* schreibt, sowie *ss* (zwei lange deutsche scharfe *s*) für den *s*-Laut, was nahelegt, dass er das vierbändige Wörterbuch von Josef Jungmann, Prag 1835 ff. nicht besass, in dem schon *-s-* steht. Nach der Präposition *do* (5) müsste dem Pronomen *gj* (heute *ji*) ein *n-* vorgeschlagen werden. «Matthys hat wohl wie in einem Dominospiel Elemente zusammengesucht bzw. aneinandergefügt». Matthys setzt die falschen Aspekt-Formen (25 und 46/47). Er hat wohl «die Aspektimplikationen im Tschechischen nicht völlig durchschaut». Da er in seinem Wörterbuch das Wort für «Alp» nicht findet, setzt er den Eigennamen *krkonose* (29) für «Riesengebirge» bzw. *w Krkonosskem statku* «Riesengebirgshütte», also eine etwas verzweifelte Lösung. Die Wortstellung ist in Zeile 39/40 besonders schief, es müsste heißen *proto zě gsem se chtel učiti tomu*.

### Ober-Sorbisch (Sorbisch-Wendisch)

«Der Text ist in der Rechtschreibung des zeitgenössischen evangelischen ober-sorbischen Schrifttums geschrieben, und zwar fast ohne orthographische Fehler. Auch die morphologischen Endungen sind korrekt bis auf eine: *dostaňu* statt *dostaňe* (16). Von den fünf vorkommenden Perfektformen fehlt bei dreien (fehlerhaft) das Hilfsverb *su* (Plural) bzw. *je* (Singular): *rozdźlene byłe* (3/4), *so scinijo* (9), *so naręćeć dał* (10/11). Statt des im sorbischen Kontext erwarteten Futurum *počehnje* steht unter dem Einfluss der deutschen Vorlage («zog») das Präteritum *scéže*. Vom sorbischen Singulare tantum *rola* Acker wurde unter deutschem Einfluss der Plural *role* gebildet. Die Wortgruppe *Wótc mój* zeugt davon, dass sich der Übersetzer auch auf biblische Texte stützt: Der Anfang des Vaterunser heisst sorbisch *Wótče náš*. In bezug auf den leiblichen Vater müsste die Stelle heissen *náš nan* oder *mój nan*. . . Nach dem Kriterium der Rechtschreibung und der Graphik kommen. . . als mögliche Hilfsmittel nur in Frage: Seiler, Kurzgefasste Grammatik der Sorbisch-Wendischen-Sprache. . ., Budissin 1830; Bose, Wendisch-deutsches Handwörterbuch. . ., Grimm 1840. Alle in der Textprobe vorkommenden Endungen entsprechen der von Seiler kodifizierten Norm, die in folgenden Fällen von der heute gültigen abweicht: *w lěci* (Ljeczi; in Zeile 2) statt *w lěcé*, *w drohoci* (*drohocži*, in Zeile 8) statt *w drohočé*, *bě štej zemrěļej* (*bjeschtej semrjelei*, in Zeile 13/14) statt *běštej zemrěļoj*. Auf Seiler weist auch die Präteritalform (*sceže* bzw. *scěže*, in Zeile 15), die in Seilers Grammatik ausdrücklich ausgewiesen ist (S.

59)». Zusammenfassend: Matthys' sorbische Sprachkenntnisse sind weitgehend korrekt, einige Abweichungen röhren von der Anlehnung an die deutsche Syntax her; neben den genannten Hilfsmitteln (Grammatik, Wörterbuch) stand ihm eventuell eine Bibel oder ein Gebetbuch zur Verfügung.

### *Slovenisch-Windisch*

Hier stützt sich Matthys auf folgendes Werk: Peter Dainko, Lehrbuch der Windischen Sprache. Ein Versuch zur gründlichen Erlernung derselben für Deutsche, zur vollkommeneren Kenntnis für Slowenen, Grätz 1824. Das lässt sich anhand der Orthographie sowie mehrerer Wörter nachweisen, die sich in dieser Grammatik finden. Dainko hat mehrere Buchstaben für Laute erfunden, die in lateinischen Lettern nur schwierig wiederzugeben sind: *q* für heutiges č, *ø* für heutiges š, *x* für heutiges ž, *ŋ* für heutiges nj. Die «Windische Sprache» entspricht den Dialekten der Slowenen, die an der Ostgrenze des heutigen Slowenien leben, mit Maribor als Zentrum. «Der Text enthält viele Wörter aus den ostslovenischen Dialekten, die mit dem Kroatischen verwandt sind; sie sind uns allen gut verständlich, nur in der zentralen Schriftsprache werden sie nicht gebraucht». Fehler scheinen nicht sehr viele vorzukommen; ein paar Orthographiefehler: *pokariš* (10) statt *pokvariš*; *mo* (13) statt *no*; *potreba* (27) statt *potrebna*; *me* (27) statt *ne*. Zur Syntax z.B. hat Matthys in Zeile 29 das Sustantiv čas nicht in den Genitiv časa gesetzt, wie es im verneinten Satz nötig wäre; und die häufige Trennung von Hilfszeitwort und Partizip scheint auch eher auf deutschen Einfluss zurückzugehen, ist aber noch heute durchaus üblich; vgl. Zeile 4 *sem v'blixno mesto šel* (heute *sem šel v blízno mesto*) und Zeile 5 *ki je blag puno bilo* (heute *ki je bila polna blaga*). Im übrigen ist der Text mit seinen kurzen Sätzen in direkter Rede als ziemlich leicht einzustufen.

### *Slovenisch-Krainisch*

Auch hier kann die Grammatik bezeichnet werden, aus der Matthys sein Wissen genommen hat: Kopitar, Grammatik der Slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark, Laibach 1808. Kopitar und mit ihm Matthys haben folgende Orthographie-Eigentümlichkeiten: *zh* für č, *ʃh* für š, *sh* für ž, *ʃ* für s, *s* für z. Im Gegensatz zum Windischen von Dainko, das nur in wenigen Büchern verbreitet war, gab es fürs Krainische damals schon Wörterbücher, die Bibel und andere Bücher, so dass Matthys auch noch aus anderen Quellen geschöpft haben könnte. Das Ober- und Unter-Krainische ist die Dialektform nördlich und südlich von Ljubljana (Laibach), die als Grundlage der heutigen slowenischen Schriftsprache diente. Zu den Fehlern: Matthys vergisst in Zeile 9, dass das rückbezügliche Fürwort *svoj* auch in der 1. und 2. Person gebraucht wird (er schreibt *moj*); in Zeile 10 wird in *pravimu* ein Endungsfehler vorliegen (*pravem*); und Zeile 24 *bukve* Lehnwort aus dem Deutschen für «Buch», das auch heute noch möglich ist. Jedenfalls hat Matthys die beiden slovenischen Varianten gut beherrscht und auseinandergehalten.

### Hebräisch und Biblisch-Aramäisch (Chaldäisch)

Wir nehmen die beiden Sprachen zusammen. «Kaplan Matthys besitzt gute Kenntnisse der hebräischen und aramäischen Sprache [erinnern wir uns, dass er sich das Hebräische während des Theologiestudiums aneignete]. Die Formenlehre beherrscht er in beiden Sprachen erstaunlich gut. Die Syntax dagegen ist oft nicht der hebräischen und aramäischen Sprache angemessen. Sie verrät häufig eine Anlehnung an das Lateinische [Möglichlicherweise wurde das Hebräische auf Lateinisch doziert, oder es wurde wenigstens ein lateinisch verfasstes Lehrbuch verwendet]. In seinen Wortkonstruktionen für Begriffe, für die es im Hebräischen und Aramäischen keine Aequivalente gibt, wie z.B. 'Zeitung', beweist er einige Treffsicherheit, gepaart mit Humor. Im Prinzip hat der Kaplan aus dem Deutschen ins Hebräische und Aramäische übersetzt, sich jedoch nicht sklavisch an den deutschen Text gehalten. Dabei waren ihm hier und dort bestimmte alttestamentalische Wendungen gegenwärtig. Daran zeigt sich, dass der Kaplan sicher Texte in Hebräisch und Aramäisch gelesen hat. — Der Kaplan hat offenbar mit einem Riesenfleiss, einer recht geschickten Autodidaktik [soweit sie das Aramäische betrifft] und durchaus mit einem Sinn für sprachliche Phänomene Hebräisch und Aramäisch studiert. Überall bleibt spürbar, dass er vom Deutschen aus denkt und den fremdsprachigen Ausdruck im Übersetzungsverfahren aufsucht». Wir verzichten hier auf Belege mit einzelnen Fehlern; es handelt sich um vereinzelte Flüchtigkeitsfehler, bisweilen eventuell um Beeinflussung vom Syrischen her, selbsterfundene Satzkonstruktionen oder Wortableitungen. Im Aramäischen finden sich über zehn Morphologiefehler, zum Teil allerdings unerhebliche.

### Mittelhebräisch (Rabbinisch)

«Was Matthys 'Rabbinisch' nennt, bezeichnet man heute als 'Neuhebräisch', besser sogar als 'Mittelhebräisch', da man mit 'Neuhebräisch' auch das heute in Israel gebrauchte 'Ivrit' bezeichnet». Es handelt sich um die Sprache, in der die mündliche Überlieferung, bestehend aus *Mischna* und *G'mara* im 2. bzw. 6. Jahrhundert aufgezeichnet wurde (zusammen heissen diese beiden Werke *Talmud*). Genauerhin wurde die *Mischna* in dieser Sprache (vermischt mit griechischen und lateinischen Fremdwörtern) verfasst, während die *G'mara* in Aramäisch geschrieben ist, je nach Fassung in einem palästinischen oder einem dem Syrischen näherstehenden Dialekt. Der Spezialist bezeichnet die Kenntnisse von Matthys in dieser Sprache als «ausreichend»; «der ganze Text scheint mir eher vom Deutschen aus gedacht und formuliert zu sein als wirklich vom Semitischen aus». Er vermerkt fünf Orthographie- und vier zum Teil nicht schlimme Grammatikfehler. «Ein Urteil über die Sprachkenntnisse von Kaplan Matthys ist natürlich nur mit grosser Reserve möglich, da der zur Verfügung stehende Text sehr kurz ist — nämlich nur 14 Zeilen!

### Syrisch

«Der 21. Paragraph von Kaplan Matthys Lebensbeschreibung ist in gutem Syrisch (mit westsyrischer Vokalisation) geschrieben. Die Formen sind (mit sehr

wenigen Ausnahmen) richtig gebildet, wogegen die Syntax einige Schwierigkeiten zeigt. Dabei lassen sich allerdings nur wenige Fehler nachweisen. Matthys schreibt 'deutsches Syrisch' und nicht Syrisch, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, dass es sehr schwer ist, den Stil einer toten Sprache bei solcherlei Übersetzungen genau zu treffen. Viele typisch syrische Konstruktionen fehlen. Dass der Kaplan aus dem Deutschen ins Syrische übersetzt, ist gleich zu erkennen, unter anderem daran, dass die Sätze in beiden Sprachen fast immer gleich aufgebaut sind». Auf 33 Zeilen finden sich kaum zehn Fehler bzw. Abweichungen vom Üblichen — also ein gutes Ergebnis.

### *Arabisch*

«Der arabische Text ist sehr sorgfältig und äusserst korrekt geschrieben». Anders lautet das Urteil über die sprachliche Richtigkeit. «An mehreren Stellen kommen falsche Pluralbildungen am Verb vor; die Verneinung des Hilfsverbs 'sein' ist meist falsch; die Verben werden falsch an die vorausgehenden Subjekte angeglichen; die sogenannten Genetiv-Verbindungen — eine den semitischen Sprachen eigene Nominalkonstruktion — werden falsch konstruiert oder unerlaubterweise durch ein Attribut 'aufgesprengt'; Adjektive als Attribute werden nicht mit den Nomina in Bezug gesetzt; die Konstruktion von Relativsätzen (ein besonders schwieriges Kapitel der arabischen Syntax) beherrscht Matthys gar nicht». Der Wortschatz wäre eigentlich recht vielseitig. Leider aber entspricht die Anwendung nur in wenigen Fällen der arabischen Idiomatik. «Ich konnte vieles nur mit Hilfe der deutschen Version verstehen. — Satzbau und Stil sind nicht arabisch; es gibt arabisch unmögliche idiomatische Wendungen und Konstruktionen». Zum Wortschatz wäre nachzutragen, dass ihm originelle Neuschöpfungen gelungen sind, so z.B. für «Schulbüchlein» ein arabisches Wort, das sonst «Skizzen- oder Korrekturbuch» heisst (der Sache gemäss wäre allerdings «Lese- und Übungsbuch» gewesen) und für «Präsident des Landkapitels» «Gouverneur der Versammlung der Priester des Landes».

### *Maurisch-Arabisch (Maghrebinisch)*

«Der Verfasser macht Ausdrucksfehler, weil er auf Deutsch denkt und wortwörtlich übersetzt, so dass manchmal der Inhalt verloren geht. Der Text enthält wenig Orthographie-Fehler, hingegen syntaktische Fehler (Tempora, Modi). Der Satzbau ist im grossen und ganzen richtig. Seine Vorzüge: Obwohl der deutsche Text eindeutig das Original ist, kann man den Text auf Arabisch lesen, ohne den deutschen Text lesen zu müssen, den Inhalt aber nur mit Schwierigkeiten verstehen. Er beherrscht die Sprache gut, wobei seine Kenntnisse im Maurisch-Arabischen besser zu sein scheinen als im Hocharabischen. Es sieht so aus, als ob er zuerst das Maurisch-Arabische und dann erst das Hocharabische gelernt hat. Im arabischen Text benutzt er für 'Schulbüchlein' einen Ausdruck aus dem algerischen Arabisch für 'Schule'. Beim maurisch-arabischen Text handelt es sich mehr um den marokkanischen Dialekt, aber Ausdrücke aus dem algerischen und tunesischen Dialekt sind auch zu finden. Auf die Frage, welche Lehr- und Wörterbü-



*Kaplan Jakob Joseph Matthys im Chorrock. Oelbild auf Grabkreuz, Wolfenschiessen.*

cher vor 1844 er benutzt haben könnte, kann ich leider keine Antwort geben. Der maurisch-arabische Text ist hauptsächlich umgangssprachlich, daher ist es auch schwierig, die grammatischen Fehler zu notieren. In einer bestimmten Hinsicht ist dieser Text 'richtiger' als der andere, wo die vorhandenen Fehler dem Bereich der besser normierten Hochsprache Arabisch unterliegen».

Ergänzung dazu von einem marokkanischen Studenten: Matthys vergisst gelegentlich den Artikel, unterlässt die Übereinstimmung zwischen Substantiv und zugehörigem Verb bzw. Adjektiv, handhabt die Negation schlecht. Die Schreibweise ist gut leserlich, bisweilen fehlt die Vokalisation, der Wortschatz ist zutreffend.

### *Äthiopisch*

«Ich konnte kaum Fehler feststellen. Zu solchen gehören ja die Abweichungen vom deutschen Text sicher nicht. Sie entsprechen vielmehr dem Abstand, der eine alte Sprache von einer modernen trennt und sprechen für die Originalität des Kaplans. Auf Ihre Frage nach der Qualität der Arbeit müsste ich sagen, dass sie gut ist und den Kenntnissen von Matthys im Aethiopischen ein gutes Zeugnis ausstellt». Vermutlich hat Matthys folgendes Lehrbuch benutzt: Jobi Ludolfi, *Aethiopica*, Frankfurt 1702<sup>2</sup>; da Matthys 1844 schrieb, konnte er sich noch nicht auf die 1. Auflage der Äthiopischen Grammatik von August Dillmann (1857) stützen. Es sind insgesamt nur zwei geringfügige Fehler zu verzeichnen. Eine Rückübersetzung aus dem Äthiopischen ins Deutsche zeigt, dass Matthys recht geschickt redigierte und nicht sklavisch Wort für Wort übersetzte — auch diese Freiheit gegenüber der Vorlage zeigt die gute Beherrschung der Sprache.

### *Ungarisch*

«Matthys' Beherrschung des Ungarischen kann man als gut bis sehr gut einstufen. Die meisten Fehler machte er auf dem Gebiet der Orthographie [wobei das vielleicht auf die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zurückzuführen ist, wie die Spezialistin antönt]. Die Syntax-Fehler lassen sich darauf zurückführen, dass Matthys die deutsche Satzstellung übernahm. . . Es handelt sich um eine recht wortgetreue Übersetzung aus dem Deutschen». Bei präziser Korrektur zeigen sich in den 61 Zeilen 50 Fehler; die Hälfte davon sind Orthographie-, z.B. Akzentfehler, dazu kommen zwölf Morphologiefehler, je sieben Syntax- bzw. Lexikfehler und ein stilistischer Schnitzer. Da das Ungarische unter die sehr schwierigen Sprachen einzustufen ist, versteht man das positive Gesamurteil der Spezialistin.

### *Chinesisch*

«Die Schreibung ist zwar ungelenk, doch sind die Zeichen klar und lesbar. Vorlage war offensichtlich eine Druckschrift. . . Die Schreibfähigkeit ist, danach zu schliessen, ohne persönliche Anweisung erworben, was eine durchaus beachtliche Leistung darstellt. In der Umschrift der chinesischen Zeichen mit lateinischen Buchstaben folgt Matthys hier einem französischen System, was in Anbe-

tracht der führenden Stellung Frankreichs in der Sinologie jener Zeit nicht verwundert. Die Anwendung ist korrekt. . . Matthys sprachliche Fähigkeiten hingegen sind ungenügend. In ihrer Gesamtheit ist seine Übersetzung unverständlich, wenn auch manches zu erraten ist. Zum Teil liegt das Problem im zugrundegelegten deutschen Text, dessen grammatisch richtige, aber inhaltlich und psychologisch realitätsfremde Ausdrucksweise sich im Chinesischen besonders ungünstig auswirkt. . . Unmittelbar verständlich und sprachlich makellos sind denn auch nur ganz wenige Sätze, z.B. 2. Abschnitt, Zeile 4: 'Welche Wörter verstehst du?'; 3. Abschnitt, Zeile 5: 'Rede solche Sprache nicht!' und unmittelbar daran anschliessend: 'Suche und du wirst finden'. Diese Sätze sind offensichtlich nicht übersetzt, sondern in dieser Form aus Originalquellen entnommen. Der erste ist rein umgangssprachlich; der zweite wird häufig in frühen Romanen verwendet, d.h. gehört der Umgangssprache vergangener Jahrhunderte an; der dritte ist altchinesische Schriftsprache. Zwar ist es bis heute möglich, sich im schriftlichen Ausdruck in grösserer oder geringerer Masse an die klassische Sprache anzulehnen, doch sind diese sprachlichen Ebenen im vorliegenden Text untermischt durcheinander gemischt. . . Weitere Problem ergeben sich aus dem unrichtigen Gebrauch gewisser Konjunktionen, Adverbien und Partikeln der Schriftsprache, für die es im Deutschen keine genauen Entsprechungen gibt. — Berücksichtigt man die Umstände, unter denen Kaplan Matthys sich seine Kenntnisse erworben hat, muss man ihm aber zweifellos aussergewöhnliche Sprachbegabung attestieren. Hätte er einen einfacheren Text, etwa eine Fabel, zugrunde gelegt, wäre bei gleichem Stand der Kenntnisse vermutlich eine wenn nicht sehr gute, so doch verständliche Übersetzung herausgekommen.» Einem anderen Urteil entnehmen wir: «Der Text ist leserlich, aber etwas primitiv konstruiert, mit Fehlern, die vermutlich seiner Unkenntnis des Gebrauchs verschiedener Wörter zuzuschreiben sind. Die Konstruktion (der Sätze) ist manchmal 'europäisch'».

### *Malaiisch*

Ich übersetze aus dem englisch verfassten Urteil: «Das Malaiische ist ziemlich unbeholfen und wirklich sehr einfach, jedoch verständlich, wenn auch nicht ganz ohne die deutsche Vorlage. Wie Sie aus der Korrekturliste ersehen, ist das Malaiische weit entfernt davon, einwandfrei zu sein: es ist das eines Anfängers mit ungenügender Kenntnis der malaiischen Grammatik und einem beschränkten Wortschatz». Auf 40 Zeilen sind etwa 25 Fehler zu verzeichnen, von denen einige mehrfach vorkommen.

### *cc) Gesamtbeurteilung der Sprachkenntnisse*

Eine Gesamtbeurteilung ist etwas schwierig, da die einzelnen Sprachen von zum Teil unterschiedlichen Gesichtspunkten her beurteilt worden sind. Eine Beobachtung zieht sich allerdings praktisch durch alle Analysen hindurch: Matthys denkt und schreibt vom Deutschen bzw. von europäischen Sprachen, etwa vom

Lateinischen aus. Gelegentlich spielen Formen nahe verwandter Sprachen in eine andere hinein; altgriechische Interferenzen sind im Neugriechischen nachzuweisen, spanische im Portugiesischen, altfranzösische im Altprovenzalischen, deutsche im Englischen und Holländischen usw. — aber im allgemeinen hält Matthys selbst eng verwandte Sprachen erstaunlich gut auseinander; zur Zeit der Niederschrift seiner Autobiographie (1843/44) hat er ja alle 34 bzw. 35 Sprachen auf irgend eine Weise gleichzeitig gegenwärtig — eine erstaunliche Leistung! Eine weitere Feststellung: Matthys stolpert hie und da über die Orthographie; die Morphologie (Formenlehre) beherrscht er im allgemeinen erstaunlich gut, aber die Syntax (Satzlehre) macht ihm überall am meisten Mühe. Das liegt sicher teilweise an seinen Lehrmitteln, aber auch an seiner einseitig formalen Begabung: das Gerüst der Sprache erlernt er mit erstaunlicher Behendigkeit<sup>2</sup>, das zeigen auch die von ihm selber verfassten Grammatiken<sup>3</sup>, die in unermüdlicher Vollständigkeit alle möglichen und zum Teil auch unmöglichen Formen aufzählen, unbekümmert darum, ob sie im praktischen Sprachgebrauch auch vorkommen. Über die von ihm benutzten Hilfsmittel sind wir nur ungenügend informiert. Doch wissen wir von einigen Sprachen, dass es für sie damals keine Grammatiken und Wörterbücher gab; er musste sie sich also anders aneignen, so z.B. auf dem Umweg über Bibelübersetzungen, was im Unter-Engadinischen und in den skandinavischen Sprachen nachweisbar ist. Oft können aber auf Grund der damals vorhandenen Lehr- und Wörterbücher die Hilfsmittel eruiert werden, die ihm wahrscheinlich zur Verfügung standen, denn er selber erwähnt ausser beim ersten Lateinbuch weder Verfassernamen noch Titelangaben.

Ausser den wenigen Sprachen, die ihm während des Studiums von Lehrern beigebracht wurden, hat er sich alle in unglaublich kurzer Zeit autodidaktisch angeeignet, im Durchschnitt eine Sprache pro halbes Jahr. Und wenn er in seiner Bergeinsamkeit auch viel Zeit hatte, so erstaunt die Vielzahl und die aufs Ganze gesehen doch beeindruckende gute Sprachkenntnis.

Abschliend soll noch eine Übersicht über den Stand seiner Kenntnisse gegeben werden:

Sehr gute Kenntnisse  
(weitgehend fehlerfrei):

Persisch, Altgriechisch, Lateinisch, Alt-Französisch, Syrisch, Äthiopisch, Russisch, Tschechisch.

<sup>2</sup> Als er 1855 ein türkisches Neues Testament bekommt, schreibt er: «Da ich die türkische Grammatik nicht kenne, so kann ich das Buch noch nicht benützen. Ich glaube aber, es würde bald anders werden, wenn ich auch nur eine Woche eine türkische Grammatik haben könnte. Ich würde die Leseregeln und die Grammatikformen abschreiben und dann ... das Buch [das Neue Testament] wieder hie und da in die Hand nehmen». Brief vom 22. 3. 1855 an Ludwig von Sinner.

<sup>3</sup> Er schrieb eine englische (noch vorhandene), eine spanische und eine altprovenzalische (beide sind verschollen) sowie eine Nidwaldner Grammatik. Letztere wird im Anhang abgedruckt.

Gute Kenntnisse (mit verhältnismäsig wenig Fehlern, gut verständlich): Alt-Provenzalisch, Unterengadinisch, Holländisch, Schwedisch, Dänisch, Polnisch, Sorbisch, Slovenisch-Windisch, Slovenisch-Krainisch, Hebräisch, Bibel-Aramäisch, Ungarisch.

Genügende Kenntnisse (zwar fehlerhaft, aber noch verständlich): Sanskrit, Neugriechisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Sur-selvisch, Englisch, Mittelhebräisch, Maurisch-Arabisch.

Ungenügend (sehr fehlerhaft, ohne Hilfe des deutschen Textes kaum verständlich): Arabisch, Chinesisch, Malaisch.

*dd) Gesamtbeurteilung seiner Kenntnisse fremder Schriften*

Das berechtigte Erstaunen ob der breiten Fremdsprachenkenntnisse des Käplans wird noch genährt, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass Matthys nicht nur um die 40 Sprachen mehr oder weniger gut kannte, sondern dass er auch in acht verschiedenen fremden Schriften schrieb, und zwar — ausser in lateinischer und deutscher Kurrentschrift — noch in folgenden Schriftarten: äthiopisch, arabisch, chinesisch, Devanagari, griechisch, hebräisch, kyrillisch, syrisch (jakobitische Schrift).

Nun heben alle ausser dem chinesischen Sprachspezialisten die flüssige, zügige und ästhetisch schöne Schreibart von Matthys hervor. Das ist für die griechische und hebräische Schrift weniger erstaunlich, da er sie unter Anleitung übte, aber die anderen Schriften hat er sich autodidaktisch angeeignet.

Hiezu ist allerdings anzumerken, dass die Lehrbücher orientalischer Sprachen des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts oft mit typographisch ausnehmend schönen Lettern versehen waren.

Eigenartig ist, dass er für zwei slawische Sprachen (Böhmisches-Tschechisch, Sorbisch-Wendisch) und für eine germanische (Dänisch) die deutsche Kurrentschrift gewählt hat, doch wurden diese Sprachen damals auch für den Druck bisweilen in gotischen Fraktur-Lettern gesetzt<sup>4</sup>. Matthys hatte einen ausgezeichneten Sinn für eine ausgewogene schriftliche Darstellung. Er wusste zu ordnen, zu gliedern, hervorzuheben, und so bildet denn auch die Lektüre seiner Autobiographie einen Genuss für das Auge des Lesers.

<sup>4</sup> The Book of a Thousand Tongues, rev. ed., United Bible Societies 1972. Dieses Buch enthält Bälaußchnitte in 1399 Sprachen und 69 Schriften. Über die verschiedenen Schriften, die auf unserer Erde gebraucht werden, vgl.: David Diringer, L'alfabeto nella storia della civiltà, Firenze 1937; derselbe, The Alphabet. A Key to History of Mankind, 3rd ed. . . . with the collaboration of Reinhold Regensburger, 2 vol., London 1968; Akira Nakanishi, Writing Systems of the World, Rutland/Tokyo 1980; Alphabete und Schriftzeichen des Morgen- und Abendlandes, Berlin 1969<sup>2</sup>.

b) Wie hat Kaplan Matthys seine Sprachen erlernt?

aa) Reihenfolge

Aus der Autobiographie wissen wir, dass Jakob Joseph Matthys als Achtzehnjähriger einen Jungen traf, der Latein lernte. Ein Jahr später kaufte er auf dem Markt in Öttingen (Bayern) die kleine lateinische Grammatik und später das Wörterbuch von Bröder<sup>5</sup> und lernte mit deren Hilfe die lateinische Sprache so gut, dass ihn der Kaplan von Oberrickenbach zum Studium aufforderte und auch die dazu nötigen Schritte einleitete. In der Schule zu Stans vertiefte er seine Lateinkenntnisse und begann wahrscheinlich mit dem Griechischen. Über die Stanser Schulzeit fehlen leider Angaben. 1825 erhielt er etwas Privatunterricht in französischer Sprache<sup>6</sup>. «Seit dieser Zeit hatte ich überaus grosse Liebe zur Erlernung fremder Sprachen». 1826/27 erreichte er in Solothurn in Latein und Griechisch die besten Noten. Aus Freiburg sind keine Sprachstunden bekannt; er besuchte andere Fächer<sup>7</sup>. 1829/30 erhält er in Luzern als einziger ebenfalls die beste Note «ex elementis linguae hebraicae»<sup>8</sup>. Über die Studienzeit erfahren wir aus dem schon mehrfach zitierten Brief an Zelger noch einige aufschlussreiche Einzelheiten: «Dort [in Solothurn] fand ich in Antiquar-Boutiken wohlfeile Grammatiken mancher europäischen Sprachen und kaufte sie; zu einigen erwischte ich auch Wörterbücher. Das Griechische musste ich in der Schule lernen. . . Auf's Neujahr 1828 wagte ich es, [aus Freiburg im Uechtland] meinen Wohltätern in Stans Wünsche zu schicken in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache. Am Ende 1828 ging ich nach Luzern in die Theologie, und musste da auch das Hebräische erlernen, wozu ich von der Basler Bibelgesellschaft um 3 Gulden eine hebräische Bibel erhielt, und auf einer Auktion ein hebräisches Neutestament kaufte». Bis zu seiner Priesterweihe 1831 scheint also Matthys folgende Sprachen studiert zu haben: Lateinisch, Französisch, Griechisch, Italienisch, Hebräisch.

Mit dem Stellenantritt in Niederrickenbach begann das grosse Sprachenlernen, wie er an Zelger schreibt: «Noch in diesem Jahre erhielt ich die Pfründe in Nieder-Rickenbach, wo ich 14 Jahre lang bleiben musste, den grössten Theil des Jahres wie in einer verlassenen Einöde, ohne etwas zu thun zu haben. Um mir die

<sup>5</sup> Christian Gottlob Bröder's practische Grammatik der Lateinischen Sprache. Leipzig 1808<sup>7</sup>. Im Brief an Clemens Zelger, «Bund» vom 13. 7. 1854, sagt Matthys, er habe «Bröders kleine und grosse Grammatik und zugehöriges Wörterbuch» gekauft.

<sup>6</sup> «Unterdessen hörte ich eine Stanserfrau mit einem mir unbekannten Herrn in einer mir unverständlichen Sprache reden; es war die französische, und ich bekam wieder das Verlangen, auch diese Sprache zu lernen. Diese Frau gab mir eine alte Grammatik; ein Herr von Stans versuchte bald, mit mir zu reden, und es gelang in kurzer Zeit etwas.» Brief an Clemens Zelger, ebenda.

<sup>7</sup> Vgl. S. 12.

<sup>8</sup> Nomina eorum, qui in Lyceo et Gymnasio Lucernensi disciplinis et artibus liberalibus vacant, ordine doctrinae, quo nominari ac praemiis donari merentur. Anno MDCCCXXIX. Vgl. S. 12.

Zeit zu vertreiben, ergab ich mich sehr mühsam der Philologie. Da kaufte ich mir alte Grammatiken usw. aus Auktionen, oder machte mir selber eine, wie die Spanische, die aber, weil ich wenig zu lesen hatte, unvollkommen werden musste. Aus dem Buchhandel konnte ich mir nicht alles verschaffen, weil ich zuwenig Einkommen hatte und sonst zu vieles bestreiten musste.»

Von da an ist es nicht mehr möglich, die Chronologie des Sprachenlernens zu verfolgen. Nur mehr der Anstoss zum Studium des Malaiischen und des Hindustanischen ist wiederum aus dem Brief an Zelger bekannt: «In den ersten Jahren meines dortigen Aufenthaltes kam der jetzige Herr Landammann Wyrsch mit zwei Kindern aus Ostindien heim<sup>9</sup>, und brachte das eine, den Knaben<sup>10</sup>, zu mir, dass er bei mir das Deutsche lerne, da er sonst nur malaiisch und holländisch redeute. Der Vater musste dem Knaben verboten haben, auch nur ein Wort in malaiischer Sprache hören zu lassen; denn bei all meinem begierlichen Nachfragen vermochte ich nur einst bei aufgehender Sonne das Wort *mata* zu vernehmen, die zwei ersten Silben von *matahari*, das Sonne bedeutet. Da stieg in mir das eifersüchtige Verlangen auf, diese Sprache kennen zu lernen, und verschaffte mir aus Holland eine nieder- und hochmalaiische Sprachlehre samt Wörterbuch. Nach einiger Zeit überraschte ich, aus Rache darüber, dass ich von seinem Knaben kein Wort vernommen, den Herrn Landammann Wyrsch mit einem malaiischen Briefe, den er verstand, und den er auch malaiisch beantwortete, was ich auch verstand. Beides war mit arabischen Lettern geschrieben.»

Bis zum Jahr 1844, der Niederschrift seiner Autobiographie, kam Matthys auf 33 Fremdsprachen, und wenn wir die drei weiteren im Brief an Clemens Christen 1843 erwähnten Sprachen dazunehmen, zählen wir sogar 36 Fremdsprachen. Im Brief an Zelger fährt er weiter: Nach der Übernahme der Kaplaneistelle in Dallenwil 1845 «liess ich die für mich so mühselige Philologie einige Jahre liegen, besonders da ich sonst viel zu thun hatte. Als aber später ein Unterwaldner aus Amerika kam und einen amerikanischen Bürgerrechtsbrief mit sich brachte, den niemand im Lande lesen konnte, weil er englisch geschrieben war, und ich ihn erklären musste, da erwachte meine Liebe zur Philologie wieder, ich that wieder mehr darin, besonders im Englischen, Hebräischen, Sanskrit, Chinesischen, alles aber noch mühsam, aus Mangel an Hilfsmitteln.»

Der Brief an alt Landammann Zelger eröffnet eine neue Intensivierung der Sprachstudien bei Kaplan Matthys, da Zelger den Brief an den Berner Gräzisten Ludwig von Sinner weiterleitet<sup>11</sup>. Durch Sinner kommt er in Kontakt mit dem englischen Botschafter Murray in Bern, offenbar einem gewieften Sprachenkenner, schreibt Matthys ihm doch nicht nur englische, sondern auch spanische, arabische und persische Briefe, von denen einzelne noch erhalten sind. Er liess sich

<sup>9</sup> Louis Franz Alois Wyrsch (1793–1858) war Zivil- und Militäركommandant der Südostküste von Borneo (1825–1832). 1840 wurde er daheim zum Landammann gewählt. HBLS 7, 606.

<sup>10</sup> Louis Wyrsch (1825–1888). HBLS 7, 606. Nachruf im «Nidwaldner Volksblatt» vom 10. 3. 1888.

<sup>11</sup> Vgl. S. 41. Über Sinner siehe S. 80, Anm. 21.

von ihm z.B. dankbar korrigieren, als er den Botschafter im persischen Brief, basierend auf der alten Sprache, die keine Höflichkeitsform kannte, geduzt hatte<sup>12</sup>.

Wie es mit dem Studium des Hindustanischen stand, erfahren wir aus dem Briefwechsel mit Sinner und aus den Seligsprechungsakten des Bischofs Anastasius Hartmann (1803–1866). Mitte Oktober 1854 hörte Matthys von einem zunächst nicht näher bezeichneten Buch in der Bibliothek der Kapuziner von Luzern. Am 13. November meldet er, «er habe den hindustanischen Katechismus erhalten»<sup>13</sup>. Es handelt sich zweifelsohne um den *Catechismus hindustanus*, *Masíhí T’alím*, in typis devanagari 1852, in typis latinis 1852, von 119 bzw. 122 Seiten Umfang. In der Ausgabe mit lateinischen Lettern zuhanden der Missionare befinden sich ein hindustanisch-englisch-lateinisches Vokabularium und ein grammatischer Abriss in lateinischer Sprache. Matthys lernte damit in der Tat Hindustanisch und schrieb 1857 in dieser Sprache dem Verfasser des Katechismus, Bischof Anastasius Hartmann, der gerade in Rom weilte, einen Brief und erhielt von ihm eine Antwort, worin unter anderem steht: «Vor wenigen Tagen erhielt ich Ihr interessantes und mich sehr überraschendes Schreiben in der urdu oder hindostanischen Sprache mit mehreren Glückwünschen in verschiedenen asiatischen Idiomen. Ihren Brief las ich mit aller Geläufigkeit und Verständnis. Sie haben sich klar und bestimmt ausgedrückt und sehr wenige Sprachverstöße gemacht, was mich um so mehr in Erstaunen versetzte, da Sie weder Dictionär noch Grammatik hatten und in der ersten Probe niemand befragen konnten.» Danach beantwortet er noch einige lexikalische Fragen des Kaplans und schliesst, nachdem er bedauert hat, dass der Kaplan seine Sprachkenntnisse nicht besser anwenden könne, mit den Worten: «Indem ich Ihnen recht sehr für das interessante Schreiben danke und mich Ihrem frommen Andenken und Gebete empfehle, verbleibe ich mit grösster Achtung und dem bischöflichen Segen, hochverehrter Herr Kaplan, Ihr ergebenster Diener A[nastasius] Hartmann, Vic[arius] Ap[ostolicus] von Bombay, Ostindien»<sup>14</sup>.

Diese Geschichte vom hindustanischen Katechismus hat Josef Ignaz von Ah ein wenig aufgeblättert seinen Lesern im «St. Ursenkalender» vorgesetzt: «Im Jahre 1856 kam der Bischof Anastasius Hartmann aus Indien heim in sein Vaterland, die Schweiz, wo er ehemals als Kapuziner gepredigt und als Seelsorger gewirkt hatte; als einen köstlichen Kram brachte er einen Katholischen Katechismus in malayischer oder indischer Sprache heim; Kaplan Matthys übersetzte den ganzen Katechismus vollständig und sandte denselben sammt einem Brief in der gleichen Sprache dem Bischof Anastasius nach Solothurn, und der Bischof bezeugte, die

<sup>12</sup> Brief vom 4. 10. 1854 an Ludwig von Sinner zur Weiterleitung an Exzellenz Murray; an Sinner selbst schreibt er einen neugriechischen Brief.

<sup>13</sup> Briefe an Ludwig von Sinner vom 20. 10. 1854 und vom 13. 11. 1854.

<sup>14</sup> Die authentische Abschrift des Handschreibens vom 24. 7. 1857 liegt im Anastasius-Hartmann-Archiv im Kapuzinerkloster Stans, Bd. X, S. 80/81, und wurde auch im «Nidwaldner Volksblatt» vom 16. 1. 1932 publiziert. Eine handschriftliche, unvollständige und nicht immer getreue Kopie des Briefes liegt auch im Stifts-Archiv Engelberg: Schachtel «Briefe Nidwalden».

Übersetzung sei vollständig richtig gelungen»<sup>15</sup>. Wie man sieht, ist in diesem Satz, obwohl er nur sechs Jahre nach dem Tode des Kaplans und etwa 15 Jahre nach den beschriebenen Ereignissen verfasst worden ist, alles falsch: die Daten, die Ortsangaben und die Umstände des Sprachstudiums.

### bb) Sprachlernmethode

Im einzelnen sind wir nicht über die Art und Weise orientiert, wie Matthys seine Sprachen lernte oder welche Hilfsmittel er benützte. Die wenigen Hinweise darauf wurden schon gegeben. Das Latein hat er sich jedenfalls durch Auswendiglernen der Grammatik und des Wörterbuchs so angeeignet, dass er selbständig lateinische Lesestücke verstehen konnte.

Doch standen ihm nicht immer vollständige Sprachlehrmittel zur Verfügung. Mit Bezug auf das Malaiische schreibt er: «In einer solchen Sprache arbeitete ich mit Vergnügen, weil ich die Hilfsmittel dazu, Grammatik und ein Wörterbuch, auch ein Lesebuch, in den Händen hatte», und fährt dann fort: «Aber bei andern Sprachen, wie der arabischen, der Sanscritsprache usw., wofür ich kaum eine Grammatik und nur wenig Lesestücke ohne Wörterbuch hatte, ging es nicht so vergnüglich zu. Ich konnte mir die Hilfsmittel nicht anschaffen. Es kostete mich ja eine chinesische Grammatik sammt zwei Leseheften so viel, dass ich es Niemandem sagen durfte, und ich nicht mehr daran dachte, etwas Weiteres mir anzuschaffen.»<sup>16</sup> Aus der Autobiographie wissen wir, dass diese Grammatik 22 Schweizerfranken kostete, etwa ein Drittel seines Monatslohns. — Wie er Hindustanisch lernte, zeigt der schon erwähnte Briefwechsel mit Bischof Anastasius Hartmann. Für mehrere Sprachen hat Matthys die Grammatik anhand von Lese-texten selber rekonstruiert. Fürs Spanische diente ihm die «Nachfolge Christi» des Thomas von Kempis: «Bei einem guten Freunde in Stans fand er einst ein spanisches Gebetbuch: 'Die Nachfolge Christi'; damals verstand er zwar noch kein Wort dieser Sprache, er besass dazu weder Sprachlehre noch Wörterbuch; aber lernen wollte, lernen musste er diese Sprache gleichwohl, aber wie? — Da er bereits lateinische und deutsche Ausgaben desselben Werkes besass, so glaubte er den nöthigen Schlüssel in der Hand zu haben; und richtig, es ging; es gelang ihm vollständig, dieses Buch zu verstehen und zu übersetzen; ja noch mehr; er beobachtete und studierte die Constructionen dieser Sprache so genau, dass er im Stande war, selber eine spanische Grammatik zu verfassen; Kenner, die sie nachher gesehen und geprüft, versichern, sie sei ganz richtig und vollständig bis auf die unregelmässigen Zeitwörter!»<sup>17</sup>

<sup>15</sup> St. Ursenkalender, Solothurn 1872, 25.

<sup>16</sup> Brief an Clemens Zelger vom 18. 6. 1854.

<sup>17</sup> Nachruf auf Kaplan Josef Matthys in der «Obwaldner Zeitung» vom 17. 3. 1866. Vielleicht handelt es sich um jene siebensprachige Ausgabe der «Nachfolge Christi» (lateinisch, italienisch, spanisch, französisch, englisch, deutsch, altgriechisch — siebentspaltig angeordnet), die Matthys im Brief vom 20. 10. 1854 an Ludwig von Sinner einem Sprachliebhaber anbietet. Schliesslich erhält sie ein Professor von Bern. Brief an Ludwig von Sinner vom 13. 11. 1854.

Der bedauerliche Mangel an genaueren Angaben über die Sprachlernmethoden, die Matthys befolgt hat, kann durch einen glücklichen Fund etwas gemindert werden. Während der Drucklegung des Buches stiess ich im Antiquariat Josef von Matt in Stans, das ich schon mehrfach durchstöbert hatte, auf ein arabisches Wörterbuch, das unzweifelhaft von Matthys benützt worden war. Es handelt sich um das *Glossarium arabico-latinum*<sup>18</sup>. Ob Matthys das 223 doppelspaltige Seiten umfassende Wörterbuch schon früh erworben oder von Ludwig von Sinner bzw. Botschafter Murray geschenkt bekommen hat, lässt sich nicht feststellen. Jedenfalls hat er nicht nur mit Bleistift viele Ergänzungen ins Buch hineingeschrieben, sondern in alphabetischer Reihenfolge seitenweise neue Wörter eingeklebt, insgesamt etwa dreissig solcher Seiten mit meistens etwa dreissig, manchmal aber auch bis fünfzig Formen, so dass das Wörterbuch um über tausend Wörter vermehrt ist. Neben dem arabischen Wort steht bei Matthys wie im Lexikon die lateinische Übersetzung oder aber ein Hinweis auf eine Grammatik; mit anderen Worten: Matthys hat die in seiner Grammatik enthaltenen Wörter seinem Wörterbuch einverleibt, sofern sie nicht schon darin standen. Der Einband des von mir gefundenen Buches ist nicht original, da die von Matthys eingeklebten Blätter tief in den Bund eingeschoben und nachträglich mitgebunden worden sind. Wie immer bei Matthys sind die Wortlisten sauber geschrieben und übersichtlich angeordnet. Er hat offensichtlich Grammatik und Wörterbuch systematisch durchgearbeitet und miteinander verglichen; vielleicht sind seine Wortlisten auch Frucht der Lektüre oder Exzepte aus andern Wörterbüchern.

Matthys weist sich erneut als systematischer, geradezu verbissener, nach Vollständigkeit strebender Lerner aus: Was immer ihm erreichbar ist, wird nicht nur materiell, sondern auch geistig angeeignet. Ob Matthys nun auch noch ein deutsch-(bzw. lateinisch-) arabisches Wörterbuch besass, müssen wir wieder offen lassen. Dem Briefwechsel mit Sinner lässt sich entnehmen, dass das arabische Kapitel seiner Autobiographie und die späteren arabisch verfassten Briefe noch mit völlig unzureichenden Mitteln geschrieben worden sind.

Zwei Jahre nach dem Tode von Matthys, am 14. Juli 1868, hielt Kaplan Franz Joller einen Vortrag über «Die von Kaplan Jakob Mathis verfassten Sprachlehren der englischen und provenzalischen Sprache». Beide sind noch im Katalog der Kantonsbibliothek in Stans verzeichnet, aber nur mehr die englische ist vorhanden.

Zur Englisch-Grammatik seien hier noch ein paar Hinweise gegeben: Sie umfasst 276 Seiten und trägt den Titel: «Englische Sprachlehre oder Anleitung, die deutschen Redeverhältnisse ins Englische zu übersetzen». Sie enthält Laut- und Formenlehre sowie Syntax. Auffällig ist die Gewichtung, die Matthys den drei Kapiteln zuerkennt: für Laut- und Formenlehre reserviert er je etwa 40 Seiten, für die Syntax aber über 180 Seiten. Letztere ist aber keine eigentliche Satzlehre als

<sup>18</sup> Jacobus Scheidius, *Glossarium arabico-latinum*, Lugduni Batavorum (Leiden) 1769; wie der Verfasser im Vorwort näher erläutert, hat er die Mehrzahl der Wörter dem *Lexicon Goliani* entnommen: *Jacobi Golii Lexicon Arabicum*, Leiden 1653.

vielmehr die erneute, ausführlichere Behandlung der Wortarten, vermehrt um Beispielsätze, die — im Falle der Präpositionen und Konjunktionen — immer vom deutschen Wort ausgehen und dann zweispaltig sehr reichhaltig angeordnet sind. Matthys verfügt über keine phonetische Schrift (mit Ausnahme des von ihm eingeführten **ɛ** für verdumpftes *e o u* in betonter oder unbetonter Silbe), um die Aussprache des Englischen unmittelbar einsichtig zu machen, aber er beschreibt die Aussprache der einzelnen Laute sehr eingehend und überwiegend zu treffend. Nach allem, was wir wissen, hat Matthys nie einen geborenen Engländer reden gehört. Seine Beschreibung muss sich also wohl auf schriftliche Vorbilder abstützen. Ob seine «Sprachlehre» eine Kompilation anderer Vorlagen oder aber auf Grund englischer Texte (etwa einer Bibelübersetzung) neu erarbeitet ist, kann ohne eingehende Untersuchung nicht festgestellt werden. Jedenfalls erhärtet sich die mehrfach schon zu seinen Lebzeiten bzw. unmittelbar nach dem Ableben geäusserte Kennzeichnung Matthys' als eines «homo grammaticus»<sup>19</sup>. Wir bringen als einziges — für die linguistische Leistung Matthys' übrigens nicht repräsentatives — Muster seinen Text des «Vater unser» samt Umschrift:

*The Lord's prayers*

Our fáther, which árt in heáven.  
Hállowed be thy náme.  
Thy kíngdom cóme.  
They will be dóne on eárh,  
    as it is in heáven.  
Gíve us this dáy our dáily bréad.  
And forgíve us our tréspasses,  
as we forgíve them that tréspass  
    agáinst us.  
And léad us not ínto tentátion:  
    but delíver us from évil. Amén.

*Thi Lòrds preɛrs*

Òur fathther, üitsch árt in heww'n.  
hállod bÍ thei ném.  
thei kingdɛm kòmm (:kjing.),  
thei üill bT dònn òn ärth,  
    äs it is in heww'n.  
giww ɛss this dē òür dèli brédd,  
änd forgiww ɛss òür trespassɛs,  
äs wT forgiww them thät trespass,  
    agēnst ɛss.  
änd lÍd ɛss nòt intě tentēschɛ n;  
bett déliwwer ɛs from éwwɛl.

So lässt sich denn mangels genauer Angaben weiter nichts sagen, als dass Jakob Joseph Matthys Sprache um Sprache mit den ihm gerade zur Verfügung stehenden, oft ganz unzulänglichen Mitteln gelernt hat, ohne sie in den meisten Fällen mündlich oder schriftlich anwenden und ihre Kenntnis vertiefen und ausbauen zu können. Er muss eine ungeheuer systematische Lernmethode gehabt haben, mit der er es sich nicht verdriessen liess, Formen-Paradigmata und Wortlisten ab-

<sup>19</sup> Die «Sprachlehre» von Matthys dürfte vom wissenschaftsgeschichtlichen Standpunkt aus wohl recht aufschlussreich sein. Die von ihm gewählte Form des «Vater Unser» findet sich auch in: Petrus Marietti (Hrsg.), *Oratio dominica in 250 linguis versa . . .*, Rom 1870, 171. Anders lautet nur: as wie forgive them *who* trespass against us.

zuschreiben und auswendigzulernen. Er muss über höchste Konzentrationskraft, ein hervorragendes Gedächtnis und einen eisernen Willen verfügt haben, um unter widerlichsten Umständen so viel Lernstoff einzubringen und auch behalten zu können. Und dennoch haftet dem ganzen Unternehmen etwas Tragisches an, das niemand besser als Kaplan Matthys selbst gespürt und auch ausgedrückt hat.

### cc) *Selbstzeugnisse*

Die meisten Angaben über das Sprachstudium des Kaplans stammen — abgesehen von der Autobiographie — aus dem vielfach zitierten Brief an Zelger und dem daran anschliessenden Briefwechsel mit Ludwig von Sinner. Der Adressat ist Clemens Zelger<sup>20</sup>, der sich an Matthys auf Wunsch des Berner Patriziers von Sinner<sup>21</sup> gewandt hatte, um zu erfahren, «wie er dazu gekommen, seine Kenntnisse der orientalischen Sprachen zu erlangen». — Matthys antwortete:

«Vor einigen Jahren habe ich Ihrem nun seit einiger Zeit verstorbenen Herr Vetter, Landmajor Clemens Christen, einen Brief geschrieben, in welchem ich Sätze in verschiedenen alten und neuen Sprachen angebracht, nur um der Neugierde desselben, verschiedene Alphabete etc. zu sehen, einen kleinen Dienst zu leisten. Ich dachte nie daran, dass sonst jemand dieses Geschreibsel sehen werde, was man wohl aus dem Geschreibsel selbst entnehmen mag; ich soll mich aber geirrt haben. Der Brief kam in Ihre und dann in fremde Hände, wo er Aufsehen erregt haben soll. Ist das möglich! Ich erschrak in etwas darob<sup>22</sup>.

Nun wünschen Sie zu Handen eines Ihrer Freunde einige Angaben über meine Laufbahn zu den Wissenschaften und insbesondere zu meiner, freilich ganz geringen und lückenhaften Kenntniss in den Sprachen, und will Ihnen einige darstellen, damit Sie und Ihr Freund lernen mögen, diese meine Kenntnisse weniger zu achten, oder gar für nichts zu achten».

Es folgt nun ein Abriss seines Lebens mit besonderer Hervorhebung seiner Sprachstudien. «So können denn meine polyglottischen Kenntnisse nur Bruchstücke sein und weiteres ist unmöglich. Vom Sprechen in fremden Sprachen darf keine Rede sein, da ich z.B. noch nicht einmal ein englisches Wort reden gehört. Ich denke nun, Sie werden mich bei Ihrem Freund entschuldigen und ihn bereuen, mich für keinen Philologen zu halten, was bei meinen Verhältnissen nicht

<sup>20</sup> Clemens Zelger (1793–1868), Arzt und Landammann. HBLS 7, 637.

<sup>21</sup> Gabriel Rudolf Ludwig von Sinner (1801–1860), Unterbibliothekar in Paris 1842–1850, Hellenist, Verfasser einer «Bibliographie der Schweizer Geschichte 1786–1851». HBLS 6, 379. Sehr aufschlussreich ist: Adolfo Jenni, Qualche nuova indicazione e interpretazione su Ludwig De Sinner, da documenti bernesi. Estratto dal volume degli «Atti del IIº Convegno internazionale leopoldiano» — Recanati, 1–4 ottobre 1967. Dort finden sich weitere Literaturangaben.

<sup>22</sup> Es handelt sich ganz offensichtlich um den im Dossier Ludwig von Sinner, Burgerbibliothek Bern, befindlichen siebenseitigen Brief von 1843 mit jeweils wenigen Sätzen in 35 fremden Sprachen und Schriften samt Transliteration. Gegenüber der Autobiographie fehlt einzig das Ungarische, dafür sind Rumänisch, Lappländisch und Gotisch vertreten.

möglich wäre und nicht mehr möglich werden könnte. In andern Verhältnissen wäre ich aber ein Philologe geworden.»<sup>23</sup>

Im Begleitbrief Zelgers an Ludwig von Sinner, dem er das Original dieses Lebensabisses übersandt hat, steht, dass «seine Kenntnisse nur lückenhaft und unvollkommen sind, wie er mit schöner Bescheidenheit vermerkt».

Die Aussicht, vom Engländer Murray einen Brief auf Arabisch, Türkisch und Englisch zu erhalten, macht ihm Angst: «Allein das Englische würde ich wohl zu entziffern vermögen, das Türkische aber nicht im Geringsten, da ich noch keinen Buchstaben in dieser Sprache besitze. Im Arabischen bin ich auch kein Held; denn ich studierte früher nur eine kurze arabische Grammatik, und als Lesebuch besass ich immer nur noch eine Beschreibung Ägyptens [folgt der arabisch geschriebene Titel] und ein kleines Glossarium». Noch mehr aber erschreckt ihn die Ankündigung eines allfälligen Besuchs Seiner Exzellenz: «Da zittere ich noch mehr. Ich habe ja noch kein Wort Englisch reden gehört; ich verstehe ja Sie selbst nicht gut, wenn Sie deutsch reden, wegen meiner harten Ohren». Und er seufzt: «Eine Freude wäre es wohl für mich, wenn ich nur ein besserer Philologe wäre . . . Grüßen Sie mir Ihre philologischen Freunde, Murray, Parrat, etc., aber stimmen Sie die Erwartung derselben von mir herab.»<sup>24</sup>

Später — am 30. Juli 1854 — erwähnt er den Verfasser seiner arabischen Grammatik: von Tychsen<sup>25</sup>. Gleichzeitig dankt er Ludwig von Sinner für die neue, vollständigere arabische Grammatik, für mehrere arabisch geschriebene Bücher sowie für die zwei neueren hebräischen Wörterbücher. Solange er aber kein vollständiges arabisches Wörterbuch hat, möchte er sich nicht in einen arabisch geschriebenen Briefwechsel mit Herrn Murray einlassen. Seine finanziellen Verhältnisse — er könnte höchstens 10—20 Thaler dafür aufwenden — erlauben ihm nicht, sich eines zu kaufen. Als er doch einen arabischen Brief von Murray bekommt, muss er eingestehen, dass er ihn «noch nicht ganz entziffert [hat], da er Worte enthält, die ich in meinem Vocabulaire nicht finde»; dafür ist er dankbar, dass Herr Murray seinen persischen Brief verstanden habe und «dass er so herablassend ist, meine Fehler in demselben aufzudecken». Am 20. Oktober 1854 berichtet er Ludwig von Sinner, er habe Herrn Murray für mehrere übersandte Bücher «holperigen Dank abgestattet in französischer, englischer, arabischer und persischer Sprache, wenn man mein Geschreibsel zu einer Sprache ansehen will». Am 22. März 1855 dankt er Ludwig von Sinner in Spanisch für ein spanisches Neues Testament.

<sup>23</sup> Brief vom 18. 6. 1854. Das Staatsarchiv Luzern bewahrt eine Kopie von Zelgers Hand auf (das Original ging an Sinner): STA LU: PA 39/608.

<sup>24</sup> Brief an Ludwig von Sinner vom 25. 6. 1854.

<sup>25</sup> Es handelt sich wohl um Thomas Christian Tychsen Elementare Arabicum (mit Sprachlehre, Chrestomathie und Glossen) Rostock 1792 oder um Grammatik der arabischen Schriftsprache für den ersten Unterricht, Göttingen 1823. Ein solches Exemplar fand ich zwar im Antiquariat von Matt, Stans. Weil es ganz unangetastet aussieht, bezweifle ich, dass es von Matthys benutzt wurde.

Wie sich Matthys durchaus sachlich einschätzte, zeigt eine Überprüfung der 1854/55 geschriebenen fremdsprachigen Briefe. Er machte, wohl mangels besserer Lehr- und Wörterbücher, aber wohl auch, weil er in Dallenwil mehr Seelsorgearaufgaben hatte, kaum Fortschritte. Der arabische Brief, den er am 30. Juli 1854 Ludwig von Sinner zuhanden von Botschafter Murray sendet, ist fehlerhaft; der griechische vom 4. Januar 1855 an Sinner selbst ist neu-/altgriechisch gemischt mit byzantinischen und hellenistischen Einsprengseln, mühsam aus Wörterbüchern zusammengestellt und unlesbar, aber gut verständlich; die paar englischen und spanischen Sätze vom 20. Juli 1854 bzw. vom 22. März 1855 sind auch nicht fehlerfrei, zum Teil recht possierlich im gedrechselten, untertänigen Stil. Die vier chinesischen Kolumnen, die er dem Brief vom 30. Juni 1854 an Landamann Zelger beilegt und von denen er nach vielem Drängen nur zwei auf lateinisch übersetzt<sup>26</sup>, sind höchst fehlerhaft und von Chinesisch-Kennern kaum zu entziffern; Matthys sei «ohne Übung im Schreiben chinesischer Zeichen», er habe aus Vorlagen einzeln abgezeichnet; manche seien undeutlich oder unrichtig<sup>27</sup>.

Diese ganze Bescheidenheit und objektive Selbsteinschätzung ehrt Matthys. Es ist müssig, sich auszudenken, was aus Kaplan Matthys geworden wäre, wenn etwa der Nachruf von Josef Ignaz von Ah Wirklichkeit geworden wäre: «Hätte dieser Mann erstens gute Schulen gehabt von Jugend an; oder wäre er in Paris oder London als der Sohn einer reichen Familie geboren worden, hätte er zu seiner Ausbildung das nötige Geld zur Verfügung gehabt, oder auch nur zur Anschaffung von Sprachlehrern und Wörterbüchern; wäre er sodann in grossartigere Verhältnisse hineingekommen, hätte er eine derartige Verwendung gesucht und gefunden; — so wäre er heute geschmückt mit dem römischen Purpur; sein Name glänzte auf immer in den Annalen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit neben Mezzofanti und andern, und unberechenbar ist, was dieser Mann der Kirche in den Missionen und der gelehrten Welt durch seine Forschung hätte leisten können.»<sup>28</sup>

Müssig, meine ich, sind solche Spekulationen. Wohl hat Matthys auch unterrichtet: schon als Student, um zu verdienen, gewiss in Niederrickenbach und Dallenwil (Religions- und Elementarunterricht) sowie privat den Sohn des Landam-

<sup>26</sup> «Linguarum desiderium etsi habeatur, si non tempus et libri, quomodo possunt sciri linguae. Quamquam ego habeo aliquos libros, tamen non sufficient ad discendas orientis et occidentis linguis». Die direkte Übersetzung aus dem Chinesischen lautet ungefähr: «Ich kenne zwar Zeichen; aber es fehlen mir Bücher. Wie könnte ich also in der Literatur bewandert sein? Ich habe zwar einige Bücher, aber sie genügen nicht». Nun folgen die zwei Zeilen, die Matthys alt Landamann Zelger unterschlug: «Da, wo ich wohne, hat es keine reichen (Dollarhabenden) Leute, und sie achten mein Wissen nicht. Ich bin also bei diesen Leuten nicht angesehen».

<sup>27</sup> Den arabischen Text las, übersetzte und beurteilte Herr Ahmed, der Vater meiner Kollegin Farida Ahmed-Bioud; den griechischen Herr und Frau Prof. Dr. Max Imhof-Typaldos; den englischen bzw. spanischen meine Kollegen PD Dr. Urs Dürmüller und Dr. Gustav Ungerer; den chinesischen die Patres J. Hilber und A. Schildknecht aus dem Missionshaus Bethlehem, Immensee SZ.

<sup>28</sup> «Obwaldner Zeitung» vom 17. 3. 1866. Auch Bischof Hartmann hätte Matthys bessere Chancen gewünscht: Brief vom 24. 7. 1857, vgl. Anm. 14, S. 76.

manns Wyrsch. Aber nichts erlaubt uns anzunehmen, dass er ein guter Lehrer gewesen ist. Zu einem eigentlichen Gelehrten wiederum fehlte ihm die nötige kritische Umsicht.

So bleibt das Bild eines hochbegabten Sprachenkenners — einseitig selbst in diesem Bereich, da im Wesentlichen auf das Formale und Lexikalische beschränkt —, der aus Neigung, ja Liebe, vielleicht aus Verzweiflung, ohne der Schwierigkeiten zu achten, Sprache um Sprache wohl mit der Paradigmen-Lernmethode<sup>29</sup> lernt, um eine zutiefst unbefriedigende Lebenssituation einigermassen meistern zu können. Mehr als Neugierde und vorübergehendes Interesse scheint er in seiner näheren Umgebung nicht erregt zu haben. Weder Landammann Wyrsch um 1832 noch Landammann Zelger um 1854<sup>30</sup> fühlten sich veranlasst, ihm bessere Stellen zu verschaffen. Der «Bund» in Bern sieht im Brief an Zelger «das in unserer materiellen Zeit doppelt ansprechende Bild eines mit . . . Kraft nach geistigem Eigenthum ringenden Mannes, . . . der von unwiderstehlichem Drang nach Wissen getrieben, durch unermüdlichen Fleiss und eiserne Beharrlichkeit, unter den ungünstigsten Umständen sich eine staunenswerthe Masse von Kenntnissen angeeignet hat.»

Was wir auf Grund der Analyse der 34 Sprachproben und der späteren noch erhaltenen fremdsprachigen Briefe festgestellt haben, bestätigt sich beim Studium eines weiteren Tätigkeitsbereichs, dem sich Matthys während kurzer Zeit (1858–1861) zugewendet hat: der Verbreitung einer künstlich konstruierten Welthilfssprache. Gleichzeitig setzt auch der Übergang von der polyglotten Periode zur dialektologischen ein, die bis zum Ende seines Lebens dauern wird.

### c) Arbeit an der Welthilfssprache

#### aa) Parrat und Matthys

Nach 1858 stiess Jakob Joseph Matthys auf den Entwurf einer Welthilfssprache, den Henri-Joseph-François Parrat, vormals Professor in Pruntrut, in einer Broschüre unter dem Titel «La langue simplifiée» (Die vereinfachte Sprache) veröffentlicht hatte<sup>31</sup>. Matthys lernte die Sprache und nahm mit ihrem Urheber Ver-

<sup>29</sup> Zur Paradigmen-Lernmethode vgl. Ulrich Bach/Dieter Wolff, Ausgewählte Bibliographie zur Psycholinguistik und Sprachpsychologie, Monographien zur Linguistik und Kommunikationswissenschaft, Königstein 1980. Da werden assoziatives Unterscheidungslernen, serielles sowie vermittelndes Lernen und Listen- bzw. Paradigmalernen unterschieden.

<sup>30</sup> Zelger meint immerhin: «Eine solche Wissbegierde und Beharrlichkeit bey einem so armen Alpensohn, eine solche Vorliebe für fremde — theils europäische theils orientalische — Sprachen ist gewiss eine seltene und merkwürdige Erscheinung», und: «Wahrlich ist er eine originelle, seltsame Erscheinung — unter so ungünstigen Verhältnissen bloss zu seinem Privat Vergnügen so viel Mühe und Zeit auf das Studium so vieler und ganz fremder Sprachen zu verwenden — auch Ehrgeiz kann es nicht wohl seyn, da nur wenige von seynen Sprachkenntnissen etwas wissen und die meisten solches nur gering achten». Briefe an Ludwig von Sinner vom 21. bzw. 30. 6. 1854.

<sup>31</sup> Henri-Joseph-François Parrat, *La langue simplifiée*, Porrentruy 1858, IV + 12 Seiten.

bindung auf; er war mit Parrat schon 1854/55 durch den Berner Patrizier von Sinner bekannt gemacht worden<sup>32</sup>. Es entwickelte sich offenbar eine enge Zusammenarbeit zwischen beiden, so dass man Matthys einen «wertvollen Mitarbeiter» von Parrat nennen konnte<sup>33</sup>. Matthys fertigte eine Übersetzung der französischen Broschüre an und gab sie 1861 in Druck<sup>34</sup>. Im gleichen Jahr kam bei Joseph Gassmann fils in Solothurn die zweite französische Auflage heraus, «plus systématique que l'édition de 1858 et augmentée d'un petit dictionnaire»<sup>35</sup>. Über die Reihenfolge der Herausgabe dieser zwei Fassungen von 1861 besteht eine Unklarheit: auf dem Titelblatt der deutschen Übersetzung steht «aus dem Französischen nach der 2. Auflage», und Parrat hebt in seiner Fassung hervor: «C'est de la présente édition qu'est traduite l'édition allemande»<sup>36</sup>. Aber Parrat bringt auch in Übersetzung das selbständige Vorwort von Matthys zur deutschen Fassung. Also müssen die beiden Autoren ihre Manuskripte vorher ausgetauscht haben. Matthys selber äussert sich in einem Brief wie folgt: «Ich erhielt die erste Ausgabe, übersetzte und erweiterte sie. Der Verfasser H[enri] Parrat liess selbst meine Übersetzung drucken, samt mancher Erweiterung, und gab eine zweite Auflage im Französischen heraus, so dass die deutsche und die französische Ausgabe nun zusammenstimmen»<sup>37</sup>.

In der Tat ist anzunehmen, dass die typographisch viel übersichtlichere Anordnung der beiden Fassungen auf Matthys zurückgeht — in all seinen Manuskripten, grammatischen Tafeln und Erörterungen ist er ja von einer erstaunlichen Genauigkeit und Folgerichtigkeit; und während Matthys seiner deutschen Fassung noch eine Druckfehlerliste von annähernd fünfzig Versehen beilegen muss, sind in der französischen Fassung diese Fehler alle sorgfältig vermieden. Man darf also Matthys wohl die Priorität für die Erweiterungen in der deutschen Fassung zusprechen, die dann Parrat — trotz gegenteiligen Behauptungen — übernommen hat. Matthys hat diese künstliche Sprache gelernt und eine didaktisch geschicktere Fassung des Lehrbuchs ausgearbeitet. Worin bestehen die Erweiterungen?

Zunächst einmal schreibt er eine eigene Einleitung, die jene von Parrat in Form eines Dialogs zwischen einem Philologen und dem Autor der «Langue simplifiée» ersetzt. Während Parrat unter den vorangegangenen Versuchen zur Konstruktion einer Welthilfssprache die *Pasitélégraphie* des Grafen de Firmas-Périés

<sup>32</sup> P. Rolli, Un Orientaliste jurassien, in: *Actes de la Société jurassienne d'Emulation*, 1893–97, 84–102, hier 92. In der Burgerbibliothek Bern ist ein undatierter, aber von 1854 stammender Brief von Parrat an Sinner erhalten, worin ein Brief von Matthys an Parrat mit Sprachproben in Chinesisch, Sanskrit, Hindustani, Parsi (Alt-Persisch), Arabisch, Chinesisch und Ma... (im gebundenen Falz nicht mehr lesbar, eventuell Magyarisch = Ungarisch oder Malajisch) erwähnt wird.

<sup>33</sup> ebda. Rolli, Un Orientaliste jurassien, 92.

<sup>34</sup> J.J. Matthys, *Stoechiophonie oder vereinfachte Sprache von H.J.F. Parrat*, ehemaligen Professor. Aus dem Französischen nach der 2. Auflage, Solothurn 1861, VIII + 43 Seiten.

<sup>35</sup> Parrat, *Stoechiophonie ou la Langue simplifiée*, Soleure 1861; XV + 43 Seiten.

<sup>36</sup> Ebenda, VIII.

<sup>37</sup> Brief an (?) Heinrich Schweizer-Sidler vom 10. 5. 1861: Eigentum des Schweizerischen Idiotikons.

zitiert sowie dessen Vorgänger M. de Maimieu und noch die *Pasilalie* von Abel Bürja, so erwähnt Matthys einige andere Namen: Dr. Lichtenstein und eine *Lengua universal* aus Spanien, mit der sich eben 42 Gelehrte in einer Zusammenkunft befassten (wohl das Projekt von Sotos-Ochando)<sup>38</sup>.

Matthys hat sich also auch ein wenig in den Welthilfssprachen umgesehen. Seine kurze Darstellung des Problems und die knappe Vorstellung der wesentlichen Züge des Projektes von Parrat veranlassten diesen, das Vorwort von Matthys und sein eigenes aus der ersten Auflage der zweiten beizugeben. Gegenüber der ersten Auflage ist auch das alphabetische Verzeichnis der 250 Elemente der vereinfachten Sprache bei Matthys um das Dreifache erweitert; er fügt überdies ein achtseitiges Verzeichnis der deutschen Wörter bei, die zu den 250 Elementen gehören und bringt zwei Proben in der «vereinfachten Sprache», das Vaterunser aus dem Matthäus-Evangelium und ein Gedicht von Schiller, jeweilen mit vielen Fussnoten und Nummern-Verweisen auf die 250 Elemente der vereinfachten Sprache. Parrat übernimmt in seiner zweiten Auflage das Vaterunser und ersetzt das Gedicht von Schiller durch eine Ode von Jean-Baptiste Rousseau.

In der zweiten Auflage gibt Parrat einmal eine genauere bibliographische Angabe zum Werk Lichtensteins und erklärt in einer Fussnote das neu aufgetauchte Wort *Stoechiophonie* als eine aus einfachen Elementen zusammengesetzte Sprache<sup>39</sup>.

### *bb) Ein jurassischer Orientalist*

Henri-Joseph-François Parrat wurde am 1. April 1791 in Delsberg geboren und wurde nach Studien in seiner Heimatstadt und in Strassburg Professor und Bibliothekar am Kollegium in Pruntrut (1815–1818). Aus familiären Gründen widmete er sich dann dem Handel und stieg in die Politik ein; er wurde Grossrat, aus dem er 1842 wieder zurücktrat, später — nach einem erneuten kurzen Verbleib im Grossen Rat — sogar bernischer Regierungsrat (Mai 1852 bis Oktober 1853).

<sup>38</sup> Firmas-Périés de, *Pasitélégaphie*, Stuttgart 1811. M. de Maimieux, *Pasigraphie ou premiers éléments du nouvel-art — science d'écrire et d'imprimer en une langue de manière à être lu et entendu dans toute autre langue sans traduction*, Paris 1797. Deutsche Übersetzung unter dem Namen M (orath), Paris 1797. Abel Bürja, *Die Pasilalie oder kurzer Grundriss einer allgemeinen Sprache*, Berlin 1808 bzw. 1809. Lichtenstein, *Pasilogie oder Weltsprache*, Breslau 1853. Projekt Sotos-Ochando: *Proyecto y ensayo de una lengua universal y filosófica*, Madrid 1851, 1852<sup>2</sup>, 1853<sup>3</sup>; französische Übersetzung unter dem Titel: *Projet d'une langue universelle*, Paris 1855. Obige Angaben nach: Peter Evstaf'evič Stojan, *Bibliografie de Internacio Lingvo*, Genève 1929, Nachdruck Hildesheim/New York 1973 (mit bibliographischem Anhang von Reinhard Haupenthal). Einen populärwissenschaftlichen Überblick über die Geschichte der Welthilfssprachen bietet Paulo Rónai, *Der Kampf gegen Babel oder Das Abenteuer der Universalsprachen*, München 1969.

<sup>39</sup> Rolli, *Un Orientaliste jurassien, ist im Irrtum, wenn er behauptet, dieser Name stehe schon in der 1. Auflage*. François Lachat, Bruder des Bischofs Eugène Lachat, der das Werk in Paris bekanntmachen sollte, riet Parrat von diesem abschreckenden Titel ab, aber Parrat blieb hartnäckig, «et le livre ne fut pas lu». Ebenda 96.

Doch wandte er sich dann von der Politik ab und widmete sich fortan ausschliesslich seinen Studien und der Erziehung seiner zahlreichen Familie; er war nämlich Vater von neunzehn Kindern aus zwei Ehen<sup>40</sup>.

Er hatte schon früh eine vielfältige Neugier für Fragen der Geologie, Mineralogie und Naturgeschichte gezeigt und 1855 eine Art Logarithmen-Tafel erfunden, die zwar geistreich, aber recht kompliziert war<sup>41</sup>. Seine Ausbildung und seine Reisen nach Frankreich und England weckten in ihm sprachliche Interessen. Nebst mehreren modernen Sprachen beherrschte er Latein, Griechisch, Hebräisch, Chaldäisch bzw. Aramäisch und Sanskrit. 1852 wurde er Mitglied der deutschen orientalischen Gesellschaft. Leider war seine Begeisterung grösser als sein kritischer Geist, und er versteifte sich auf die Aussage, dass das Hebräische die Mutter aller Sprachen sei, zumindest der indo-europäischen: «So wie es nur ein Sprechorgan gibt, so gibt es nur eine Sprache, die von den Grammatiken auf zweitausend verschiedene Arten abgewandelt wird»<sup>42</sup>.

Zu seiner Deutung von Hieroglyphen mittels des Chaldäischen äusserte sich schon damals ein Fachmann, Parrat liege völlig falsch, vom ersten bis zum letzten Wort<sup>43</sup>. Parrat war im Irrtum, nicht nur, weil er in den ersten Anfängen der vergleichenden Sprachwissenschaft forschte, sondern weil er schon damals nicht auf der Höhe der Forschung stand, ein liebenswürdiger Dilettant, verbissen in eine fixe Idee, die letztlich religiös begründet war (die Einheit des Menschengeschlechtes, hervorgegangen aus der Hand des Schöpfers). Er starb, verkannt und oft auch verachtet, am 8. April 1866, einen Monat später als Matthys.

### cc) «Die vereinfachte Sprache»

Es ist leicht verständlich, dass Matthys mit einem solchen Menschen eine gewisse geistige Verwandtschaft spürte und sich darum mit der von ihm entworfenen Welthilfssprache befasste. Es ist allerdings bezeichnend für ihn, wenn er von ihr bekennt: «Für mich ist es eine Kurzweil» und wenn er den Entwurf «eine sprachliche Kuriosität» nennt, «ein Mittel, sich an richtiges Denken zu gewöhnen, indem [man] mit wenigen Wörtern alle übrigen mit ihren Begriffen definieren muss»<sup>44</sup>. In tiefster Seele glaubt er kaum an ein grosses Echo von Seiten des Briefempfängers, wenn er ihm schreibt, «wenn [er] selbe [die Schrift] etwa nicht mehr benütze(n), [so werde er] doch mit ihr einem jungen Sprachfreunde viel-

<sup>40</sup> Alle biographischen Angaben nach Rolli, *Un Orientaliste jurassien*.

<sup>41</sup> Vgl. Notiz von A. Droz-Farny in: *Actes de la Société jurassienne d'Emulation 1893–97*, unter dem Titel: *Remarques sur les tables arithmotéliques de Parrat*, 102–104.

<sup>42</sup> *Principes d'étymologie naturelle, basés sur les origines des langues sémitico-sanscrites*, Paris 1851, 7.

<sup>43</sup> Der Vicomte de Rougé in einem Brief an Dekan Vautrey. Zitiert in Rolli, *Un Orientaliste jurassien*, 94.

<sup>44</sup> Brief vom 10. 5. 1861, vgl. Anm. 37, S. 84.

leicht einen Gefallen machen können... Wenn jemand eines wünscht, kann ers haben»<sup>45</sup>.

Ganz ähnlich sagt Parrat in seinen «Observations sur cette seconde édition»: «Und wäre die 'Vereinfachte Sprache' auch nur Gegenstand einfacher Neugier, so könnte sie doch eine sehr angenehme Zerstreuung sein, etwa auf einer Eisenbahnfahrt, oder in der Musse eines langen Hotelaufenthaltes, wo man oft nicht weiss, wofür seine Stunden brauchen»<sup>46</sup>.

Im Vorwort zu seiner Übersetzung äussert sich Matthys allerdings etwas zuversichtlicher. Er zitiert zustimmend eine Rezension der ersten Ausgabe in der Zeitung «La Suisse». «Wir wollen für diess mal nur sagen, man würde in den obern Kollegialklassen z.B. in der Rhetorik, wohl thun, einige Stunden diesem Studium zu widmen; es würde ganz vorteilhaft für die jungen Leute sein, sich ein wenig dieser Verstandesübung hingegeben zu haben, die sie nöthigen würde, in logischem Ausdrucke ihrer Gedanken Fortschritte zu machen. Welche bessere Vorbereitung zu den philosophischen Kursen könnte man wohl wünschen?»<sup>47</sup>.

Aus diesen Andeutungen ergibt sich, dass diese Welthilfssprache weniger der praktischen Verständigung zwischen Menschen verschiedener Muttersprachen als vielmehr der logischen Schulung dienen sollte. Wir werden kurz die Struktur dieser Sprache beschreiben. Man wird gleich sehen, dass eine mündliche Kommunikation darin unmöglich, eine schriftliche recht kompliziert und vielen Irrtumsmöglichkeiten unterworfen gewesen wäre, und dass die Erlernung einen äusserst abstraktionsfähigen Geist mit sehr gutem Gedächtnis vorausgesetzt hätte.

Zur Charakterisierung der Sprache stütze ich mich auf das Vorwort von Matthys, aus dem ich die numerierten Abschnitte wörtlich zitiere, und mache dazu jeweils einige Bemerkungen:

- 1) Diese Sprache wird mit lateinischen Buchstaben geschrieben und zwar nur mit jenen, welche allen Völkern leicht aussprechbar sind und in ihrer Aussprache leicht von einander unterschieden werden können. Sie kann also verständlich nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen werden.

Die hier verwendeten Laute sind, im Gegensatz zur Meinung Matthys', nicht von allen Völkern leicht aussprechbar. Im Jahre 1939 hat Fürst N.S. Trubetzkoy diesem Problem eine Abhandlung gewidmet: «Wie soll das Lautsystem einer künstlichen internationalen Hilfssprache beschaffen sein?»<sup>48</sup> Wollte man wirklich von der leichten Aussprechbarkeit für die meisten Völker ausgehen, dürfte die Sprache nur 14 Laute enthalten! Von den Vokalen müssen bei Parrat/Matthys a, i, o jeweils nach Länge und Kürze unterschieden werden — das heisst die Vokalquantität ist bedeutungstragend: *sâ* heisst «verzeihen», *sa* «sehr, ausserordent-

<sup>45</sup> Ebenda.

<sup>46</sup> Parrat, *Stoechiophonie*, VIII.

<sup>47</sup> Matthys, *Stoechiophonie*, VIII.

<sup>48</sup> Neu herausgegeben in: Reinhard Haupenthal, *Plansprachen, Beiträge zur Interlinguistik, Wege der Forschung*, Band 325, Darmstadt 1976, 198–216.

lich», während e und u zwar das Dehnungszeichen tragen, aber kurz oder lang ausgesprochen werden können.

- 2) Sie hat 150 Hauptwurzeln, alle einsilbig, die höchstens aus zwei Buchstaben bestehen, und also die allerleichtesten Silben darstellen, z.B. *â*, «schon sein»; *âi*, «schreiben»; *bâ*, «vermehren». Alle sind Zeitwörter und zwar Infinitive, ihre Vokale sind lang und sind deswegen mit dem Dehnungszeichen versehen.
- 3) Ausser diesen 150 Hauptwurzeln gibt es noch 100 Nebenwurzeln ganz gleich geschrieben und gesprochen, ausgenommen, dass ihnen das Dehnungszeichen fehlt und sie nur kurz gesprochen werden, z.B. *a*, «diese»; *ai*, «diese», fem. pl.; *ab*, «von»; *ba*, «durch». Nur einige derselben sind Hauptwörter, die übrigen dienen als Artikel, Kasuszeichen, Für-, Neben-, Vor-, Bind- und Empfindungswörter, sowie als Vor- und Nachsilben zur Bildung von Haupt-, Bei-, und Nebenwörtern, und zur Bildung der Deklination und Konjugation<sup>49</sup>; z.B. *hi*, «Augenblick»; *lo*, «der»; *di*: Genitivzeichen; *mi*, «ich»; *ad*, «noch»; *al*, «bei»; *ao*, «oder»; *oo!* «o?». *â-mo*, Schönheit»; *â-no*, «schön»; *â-on*, «schön», adv.; *â-moi*, «Schönheiten»; *â-lo*, «er ist schön»; *vo-âlo*, «er ist schön gewesen».

Die äusserst schwer zu bewerkstelligende Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenwurzeln mit Hilfe von Länge und Kürze der Vokale wurde schon erwähnt. Die grammatischen Strukturen ist ganz den indogermanischen Sprachen entnommen; was Manfred Mayrhofer über den Verfasser des Volapük, einer andern, kurzfristig sehr erfolgreichen Welthilfssprache sagt, gilt auch von Parrat und Matthys mit ihrer «vereinfachten Sprache»: «Er hat vor allem über das Verbum die ganze Vielfalt der lateinisch-griechischen Morphologie gegossen»<sup>50</sup>.

- 4) Jedes dieser 250 Wörter hat seine bestimmte, von allen andern verschiedene Bedeutung, z.B. *dâ*, «geben»; *ôm*, «ehren». Hätten zwei Wörter für Deutsche fast die gleiche Bedeutung, so ist doch immer ein wesentlicher Unterschied dabei, z.B. *mî*, «begreifen», zeigt eine Handlung des Geistes, *ûh*, «verstehen», eine Handlung des Verstandes an. Keine Sprache unterscheidet die Begriffe so genau, wie diese.

Parrat hat den zweitletzten Satz wie folgt übersetzt: «*mî*, concevoir (comprendre), désigne une opération de l'esprit, *ûh*, comprendre (intelligere), une opération de l'intelligence».

Parrat und Matthys haben wohl keine Kenntnis der Schriften von Wilhelm von Humboldt<sup>51</sup>; oder, wenn sie sie kannten, erfassten sie ihre Tragweite nicht, sonst hätten sie gemerkt, dass es gerade die Sprachen sind, die bestimmte begriffliche Kategorien schaffen, und nicht umgekehrt. Der Unterschied zwischen *mî* und *ûh* stammt nicht aus den Operationen verschiedener geistiger Kräfte, son-

<sup>49</sup> Zur Terminologie: Nebenwörter = Adverbien; Empfindungswörter = Interjektionen; Beiwörter (anderswo auch Nennwörter genannt) = Adjektive.

<sup>50</sup> Manfred Mayrhofer, Zur Problematik künstlicher Welthilfssprachen, in: Haupenthal, Plansprachen, 308–319.

<sup>51</sup> Wilhelm von Humboldt, Werke in fünf Bänden, Bd. III: Schriften zur Sprachphilosophie, Stuttgart 1963. Es handelt sich um Schriften, die zwischen 1820 und 1835 erschienen sind.

dern behauptet diese. Siebzig Jahre später hat Jost Trier diese Zusammenhänge in seiner Studie «Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes» verdeutlicht<sup>52</sup>.

5) Sind nun auch 250 Wörter in dieser Sprache, so sind die Hauptsache doch nur die 150 Hauptwurzeln, besonders in Bezug auf das Erlernen ihrer Bedeutung; denn die Bedeutung der 100 Nebenwurzeln kann man grossentheils aus der entsprechenden Hauptwurzel entnehmen, wie *bo*, «wegen», aus *bô*, «Ursache sein».

Wie man bereits hier sieht, ist das Prinzip dieser Sprache das der Ökonomie. Schon der Name weist darauf htn: vereinfachte Sprache. Der ganzen Sprache liegen 250 Elemente (Haupt- und Nebenwurzeln) zugrunde, alle andern Wörter werden durch Kombinationen dieser Elemente gebildet. Das sieht einfach aus, ist es aber nicht, denn je sparsamer eine Sprache mit Grundelementen ausgestattet ist, desto komplizierter wird sie durch die Zusammensetzungen. Der Ökonomie steht eben das Prinzip der Redundanz gegenüber, das einer Sprache erst leichtere Erlernbarkeit und vor allem grössere Verständlichkeit sichert<sup>53</sup>. Eine Sprache muss «Überflüssiges» enthalten, um überhaupt übermittelt werden zu können. Eine rein am Prinzip der Ökonomie ausgerichtete Sprache erfordert hingegen vom Sender und Empfänger die wohlbedachte, bewusste, aktive Beherrschung aller 250 Grundelemente, aller Kombinationsmöglichkeiten und des dahinter stehenden, durch indo-germanische grammatischen Kategorien vorgeprägten Begriffsapparates, so dass nur eine Elite sprachlich-logisch hochbegabter und auch schon eine Menge anderer Sprachen kennender Leute diese «vereinfachte Sprache» überhaupt lernen und behalten können!

6) Diese 250 Wörter sind zudem nicht willkürliche Silben, sondern einfache Wörter aus den ältesten Sprachen, besonders der Sanskritsprache, dieser Mutter so vieler und dazu auch der abendländischen Sprachen, so dass, wer auch schon lateinisch und griechisch versteht, die Bedeutung vieler der 250 Wörter nach dem ersten Anschauen leicht behalten wird; z.B.: *ab*, lat. *ab*; griech. *apò*; deutsch *ab*, *von*; *âd*, lat. *ed-ere*; griech. *ed-ein*; deutsch *essen*; *âm*, lat. *am-are*; deutsch *lieben*; *ân*, lat. *án-ima*; griech. *an-emos*; deutsch *athmen*; und so fast durch das Ganze.»

Mit diesem Prinzip, einer oder mehreren vorhandenen Sprachen Grundelemente zu entlehnen, sie jedoch in der Form zu vereinfachen, hat Parrat die 1879 von Johann Martin Schleyer geschaffene *Volapük-Sprache* vorweggenommen, deren Grundelemente meist phonetisch vereinfachte englische Silben sind (*vol*: world, *pük*: speak).

7) Für Begriffe, welche in den 250 Wurzeln nicht offenbar ganz enthalten sind, müssen zwei oder mehr Wurzeln zusammengesetzt werden, z.B. «nahen», *ho-âi*, von *ho*, «nahe», und *âi*, «kommen»; «steigen», *ût-îr*, von *ût*, «er-

<sup>52</sup> Jost Trier, Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes, Heidelberg 1931.

<sup>53</sup> Mayrhofer, Welthilfssprache, 312.

höhen», und *îr*, «gehen»; «ermahnen», *tû-nî*, von *tû*, «thun», und *nî*, «bereden» etc.

Solche Zusammensetzungen haben wieder einen bestimmten und unverirrlichen Sinn, wofern man die einfachen Silben recht kennt, wie *am-îr*, «mitgehen», «begleiten», von *am*, «mit», und *îr*, «gehen».

Dieses Prinzip ist durchaus nicht so einfach und klar, wie es Verfasser und Übersetzer ihren Lesern weismachen wollen. Auf welche der 250 Grundelemente der Benutzer einen komplexen Begriff aufteilen will, bzw. wie er einen solchen Begriff derart analysieren will, dass eines der 250 Elemente auf die von ihm zerlegten Bestandteile passt, ist gar nicht so selbstverständlich, wie ein Blick in das von Matthys erstellte ausführliche Wörterverzeichnis oder das folgende Beispiel zeigt.

*ân* heisst «athmen»; der Begriff «leben» wird zergliedert in «sein/bestehen» und «athmen» (*is-ân*); «lebhaft sein» in «gelten» und «athmen» (*êr-ân*); aus *bê*, «empfangen» wird zusammen mit der Praeposition *bo* «wegen» ein «aufnehmen» konstruiert, zusammen mit «unter/zwischen» ein «wählen».

8) Wenn nun, um einen Begriff auszudrücken, zwei oder mehr Wurzeln nöthig sind, so wird man zum Denken angetrieben, aber auf angenehme Weise nur. Um z.B. «Aal» in diese Sprache zu übersetzen, sucht man zuerst den allgemeinen Begriff «Fisch» zu bestimmen durch *nê*, «schwimmen», und die Particp- endung — *to*, also *nêto*, «schwimmend, Fisch»; dann sucht man den besonderen Begriff, der den Aal von andern Fischen unterscheidet, «dünnlang, schlank», welches man in *êg*, «schlanksein», findet. Daher *êgnêto* = «Aal».

Wenn man sich den komplizierten und gar nicht eindeutigen Weg der Begriffs- analyse vorstellt (wieso soll «schwimmend» «Fisch» und nicht etwa «Boot», «Schiff» bedeuten?), so wird ersichtlich, dass das einfache Lernen eines neuen, wenn auch «unmotivierten» Wortes leichter ist. Die Motivation eines Wortes (die Möglichkeit, es auf ein anderes, etymologisch oder strukturell verwandtes zurückzuführen) ist gewiss hilfreich, aber zum Hauptprinzip einer Sprache erhaben, verkehrt sie sich ins Gegenteil.

9) Wer also die 250 Wurzeln sammt der kurzen Grammatik kennt, wird, wenn er ein Gelehrter ist, die meisten Begriffe einer ihm bekannten Sprache schon ziemlich leicht und verständlich in der «vereinfachten Sprache» auszudrücken wissen durch Zusammensetzung der Wurzeln; ist er aber kein Gelehrter, so wird er doch Vieles zu thun vermögen. . . Hier zeigt sich für Alle etwas Ange- nehmes, und für junge Menschen, die richtig denken lernen wollen, etwas Nützliches, was bei Erlernung anderer Sprachen nicht vorkommt. . . Das möchte für Viele das kurzweiligste Mittel sein, denken zu lernen, weil man bei jeder Silbe etwas zu denken hingezogen wird.

Hier wird nochmals deutlich, warum Matthys an dieser Welthilfssprache von Parrat Spass finden konnte: es ist die Möglichkeit logischen Kombinierens bzw. Ableitens aus wenigen Grundelementen, die ihn fasziniert. Matthys ist ein eminent grammatischer Kopf; was ihn fesselt, ist die Struktur und das Funktio-

nieren einer Sprache, besonders ihres Formenreichtums, also ihrer Morphologie. Darum stürzt er sich auf diese Welthilfssprache, und darum verfasst er eine englische und eine Nidwaldner-Grammatik, wobei er stets alle möglichen Kategorien mit Paradigmen ausfüllt, unbekümmert darum, ob sie in der lebendigen Sprache wirklich vorkommen.

*dd) Die «vereinfachte Sprache» von Parrat/Matthys innerhalb der verschiedenen Welthilfssprach-Systeme*

Die Idee einer Universal-Sprache brach sich seit dem 17. Jahrhundert Bahn. Die Tatsache, dass um diese Zeit das Latein seine Funktion als gemeinsame europäische Gelehrten- und später auch als Kirchensprache zu verlieren begann, mag dabei mitgespielt haben. Doch verfolgten die ersten Bemühungen keinen Kommunikationszweck; es ging damals viel eher um eine Begriffssprache, um ein Repertorium der Begriffe — nicht die Sprache, sondern der Geist stand im Vordergrund<sup>54</sup>. Die berühmtesten Paten einer solchen Idee waren Descartes und Leibniz. Im Lauf der Zeit entstanden Hunderte von Projekten einer künstlichen Welthilfssprache. Zu wirklich weltweiter Verbreitung und praktischen Verwendung kamen nur folgende:

*Volapük*, von Johann Martin Schleyer (1879);

*Esperanto*, von Dr. Ludwig Zamenhof (1887);

*Ido* (eine Weiterbildung von Esperanto) von L. Couturat, B. de Courtenay und L. de Beaufont (1907—09);

*Occidental*, von Eduard von Wahl (1922) (heute *Interlingue* genannt);

*Interlingua*, von der International Auxiliary Language Association 1951 angenommen<sup>55</sup>.

Pierre Janton gibt folgende Klassifikation der künstlichen Welthilfssprachen<sup>56</sup>:

I. *A-priori-Sprachen* (schematisierende Tendenz): künstliche Wurzeln, schematische Ableitung, feststehende Wortkategorien: philosophische Sprachen.

II. *A-posteriori-Sprachen* (naturalistische Tendenz):

A) Natürliche — lebende oder tote — Sprachen, die vereinfacht wurden, Minimal-Sprachen genannt.

B) Gemischte Sprachen, die künstliche und natürliche Wurzeln verwenden:

<sup>54</sup> Pierre Janton, *L'espéranto*, Paris 1977<sup>2</sup>, 7. Deutsche Übersetzung: Einführung in die Esperantologie, Hildesheim 1978.

<sup>55</sup> Zur Geschichte dieser Projekte vgl.: L. Couturat/L. Leau, *Histoire de la langue universelle*, Paris 1903; dieselben, *Les nouvelles langues internationales*, Paris (1907); E. Drezen, *Historio de la mondolingvo* (1931), Wosaka 1967<sup>3</sup>; M. Monnerot-Dumaine, *Précis d'interlinguistique générale et spéciale*, Paris 1960; ferner Janton, *L'espéranto und Haupenthal*, *Plansprachen*; s. Anm. 48.

<sup>56</sup> Janton, *L'espéranto*, 13.

## 1 . Schematische Ableitung:

- a) Sprachen mit deformierten natürlichen Wurzeln (Volapük und andere)
- b) Sprachen mit künstlichen und natürlichen Wurzeln (Perio)

## 2 . Gemischte Ableitung (zum Teil schematisch, zum Teil natürlich). Die Sprachen dieser Familie haben natürliche, nur selten oder nie deformierte Wurzeln (Esperanto und ähnliche).

## C) Naturalistische Sprachen:

- 1 . Mit Spuren von Schematismus (Unial, Novial usw.)
- 2 . Natürliche Ableitung (Occidental, Interlingua).

Die «vereinfachte Sprache» von Parrat gehört der Absicht des Autors nach zur Gruppe II. B. 1 a) bzw. b); faktisch ist sie eher den a-priori-Sprachen mit empirischer bzw. psychologischen Komponenten zuzurechnen<sup>57</sup>.

Gegenüber seinen Vorgängern stellt das Projekt von Parrat einen erheblichen Fortschritt dar. Wie die wenigen von Parrat und Matthys verfertigten Sprachmuster zeigen, können damit Texte geschrieben werden; bezeichnend ist aber, dass sie das Vaterunser und Gedichte übersetzten und nicht etwa ein Gespräch aus dem Alltag. Und wenn man die sorgfältige Analyse des Vaterunser betrachtet, die Matthys seiner Übersetzung beigibt, so sieht man, wie kompliziert die Sprache eben doch ist. Die von Parrat erfundene und von Matthys übernommene und didaktisch besser aufbereitete «Langue simplifiée» ist ein beachtenswerter, aus inneren Gründen zum Scheitern verurteilter Versuch auf dem Weg zu einer praktisch verwendbaren Welthilfssprache. Matthys beweist einmal mehr seine Neugierde an Sprachstrukturen und seine Leichtigkeit, sie sich anzueignen.

## d) Das Phänomen der Polyglottie

## aa) Andere Beispiele

Kaplan Matthys ist nicht das einzige bekannte Beispiel eines Polyglotten, d.h. eines vielsprachigen Menschen. Schon 1866 wurde im Nachruf auf Kaplan Matthys der Kardinal Mezzofanti erwähnt.

*Giuseppe Gaspare Mezzofanti* wurde in Bologna am 17. September 1774 geboren und starb in Rom am 15. März 1849. Schon früh lernte er in den Schulen Latein, Griechisch und Spanisch; im Priesterseminar studierte er Hebräisch und Arabisch. Noch im Jahr der Priesterweihe (1797) trat er die Professur für Arabisch an der Universität Bologna, 1803 jene für orientalische Sprachen an. Nach der Abschaffung des Lehrstuhls 1808 wurde er Bibliothekar, zunächst in Bologna, 1833 in der Vaticana. Immer befasste er sich vor allem mit Büchern und Manuskripten in orientalischen Sprachen. 1838 wurde er zum Kardinal erhoben<sup>58</sup>.

<sup>57</sup> Dr. Tazio Carlevaro, Bellinzona, in einem Brief an den Verfasser vom 17. 5. 1983.

<sup>58</sup> Carlo Tagliavini, Mezzofanti, in: Enciclopedia Italiana 23 (1934), 149.

Schon früh zeigte sich sein hervorragendes Gedächtnis und seine Sprachbegabung<sup>59</sup>. Noch als Diakon und dann als Priester lernte er bei der Seelsorge verletzter Kriegsgefangener deren Muttersprache; als Bibliothekar zog er Nutzen von den Besuchern aus verschiedenen Ländern. Auch ihm mangelten oft geeignete Lehrbücher. So lernt er von Fremden Schwedisch, Armenisch und auch Koptisch in seinen drei Varianten. In Rom war ihm der häufige Umgang mit den Studenten des Kollegs der «Propaganda Fide» aus aller Herren Ländern äusserst wertvoll. Es scheint, dass er vor allem für die Aussprache und die Satzmelodie der verschiedensten Sprachen sehr begabt war. In zwölf Tagen lernte er Albanisch. Einen Einblick in seine Sprachlernmethode gibt er selbst. Er erzählt von seiner Seelsorgetätigkeit unter kriegsverletzten Ungaren, Slawen, Deutschen usw.: «Ich widmete mich dem Studium dieser fremden Sprachen, und es gelang mir, genügend davon zu lernen, um mich verständlich zu machen; mehr wollte ich nicht. Ich begann zwischen den Betten der Kranken zu spazieren, ich nahm einigen von ihnen die Beichte ab, ich plauderte mit den andern, so dass ich in kurzer Zeit meinen Wortschatz beträchtlich vermehrt hatte; mit der Gnade Gottes, unterstützt durch meine Studien und mein Gedächtnis, lernte ich schliesslich nicht nur die Sprachen der Nationen kennen, denen die Soldaten angehörten, sondern auch die Dialekte der verschiedenen Provinzen. . . Die Hoteliers benachrichtigten mich, wenn ein Fremder in Bologna ankam; ich ging zu ihm, scheute mich nicht, ihn auszufragen, Notizen zu machen und mich in der Aussprache seiner Sprache zu üben. Einige gelehrte Jesuiten und die Anwesenheit mehrerer Spanier, Portugiesen und Mexikaner in Bologna waren mir hilfreich und nützlich für das Verständnis der alten Sprachen und der Sprachen ihrer Nation. Ich machte es mir zum Prinzip, alle Grammatiken und Wörterbücher zu lernen, die ich mir verschaffen konnte. Ich prägte mir die Wörter ein, und wenn ein Edelmann oder ein bescheidener Arbeiter in Bologna vorbeikamen, vervollkommnete ich meine Aussprache mit dem ersten und die umgangssprachlichen Wendungen mit dem zweiten, und ich muss gestehen, dass mich das wenig Mühe kostete, denn Gott hatte mir eine unglaubliche Biegsamkeit meiner Stimmorgane gegeben»<sup>60</sup>.

Nach seinem ersten Biographen beherrschte Kardinal Mezzofanti eine grosse Anzahl von Sprachen in Wort und Schrift. Eine erste Liste umfasst 58 Nummern. Sie wurde aber nicht von einem Philologen erstellt und ist unvollständig<sup>61</sup>. Besonders die Gabe der korrekten Artikulation und Sprachmelodie wird hervorgehoben. «Wenn sich ihm ein Spanier vorstellte, fragte er ihn sogleich, ob er aus Andalusien, Katalonien, Kastilien oder Navarra komme, und je nach seiner Antwort gebrauchte er den Dialekt seiner Heimat, den er mit der ihm eigenen Aus-

<sup>59</sup> Ich folge hier A. Manavit, *Esquisse historique sur le Cardinal Mezzofanti*, Paris 1853. Vgl. auch *Enciclopedia Cattolica* (Vaticano) 8 (1952).

<sup>60</sup> Manavit, Mezzofanti, 105. Die Übersetzung stammt aus der Feder des Verfassers.

<sup>61</sup> In der Liste finden wir unter anderen «Le Suisse, langue d'Europe», die schwerlich genau lokalisiert werden kann, und das Koptische, das in Ägypten beheimatet ist, wird als asiatische Sprache bezeichnet. Manavit, Mezzofanti, 137 ff.

sprache wiedergab»<sup>62</sup>, ebenso verhielt es sich mit italienischen Dialekten und mit Bretonisch, Gascognisch und Baskisch. Er war auch imstande, gleichzeitig eine Konversation in mehreren Sprachen zu führen.

Er las alle erreichbaren literarischen Werke verschiedenster Nationen. Mezzofanti soll nach eigenen Angaben 78 Sprachen — ohne die Dialekte — gekannt haben; er konnte sie alle mit ihren eigenen Schriftzeichen schreiben, ja sogar Gedichte darin verfassen.

Seine immense Sprachkenntnis wird auf sein Gedächtnis, seine Konzentrationsfähigkeit, seinen geordneten Lebenswandel, seine Fähigkeit zur Analyse und zur Synthese zurückgeführt. Seine Bibliothek war äusserst reich dotiert: ungefähr 140 Wörterbücher (oft mehrsprachige, z.B. türkisch-arabisch-persisch-lateinisch-deutsch) und fast ebensoviele Grammatiken.

Was hier von Kardinal Mezzofanti erzählt wird, geht natürlich weit über die Kenntnisse von Kaplan Matthys hinaus, nicht nur was die Zahl der Sprachen anbelangt, sondern auch ihren Kenntnisgrad. Mezzofanti hatte sehr viele Sprachen mit sogenannten «native speakers» gelernt und höchsten Wert auf korrekte Sprechfähigkeit gelegt, Matthys hatte sich fast ausschliesslich auf Bücher gestützt und konnte ausser Französisch kaum eine gesprochene Sprache verstehen oder gar selbst reden.

Immerhin gebietet es die Suche nach einem gerechten Urteil, dass wir bei Kardinal Mezzofanti zugeben: Wir sind auf Aussagen aus zweiter Hand angewiesen. Obgleich der Autor der von mir benützten Biographie den Kardinal selbst gekannt und weitere Zeugnisse von andern Bekannten des Sprachgenies zitiert hat, so besteht für uns heute gar keine Möglichkeit mehr, die wirklichen Sprachkenntnisse zu verifizieren. Hingegen kann bei Matthys dank unserer Ausgabe jeder Mann die 34 Sprachen der Autobiographie nachprüfen. Meines Wissens sind keine persönlichen Zeugnisse aus der Hand des Kardinals überliefert, die es erlaubten würden — wie bei Matthys — den genauen Kenntnisgrad in den verschiedenen Sprachen festzustellen. Giuseppe Ricciotti behauptet, Mezzofanti habe 40 Sprachen fliessend gesprochen und weitere 30 genau studiert; zähle man noch die vielen Dialekte hinzu, so komme man alles in allem auf etwa 115 Sprachen<sup>63</sup>.

Etwas anders verhält es sich mit dem deutschen Dichter *Friedrich Rückert*<sup>64</sup>, (1788–1866), noch mehr als Mezzofanti ein Zeitgenosse von Matthys. Er studierte früh klassische und orientalische Sprachen und erweiterte seinen linguistischen

<sup>62</sup> Ebenda, 143 in der Übersetzung des Verfassers.

<sup>63</sup> Giuseppe Ricciotti in *Ecclesia* 9 (1949), 457–460 (zitiert nach *Enciclopedia Cattolica* 8 s.v. Mezzofanti).

<sup>64</sup> Über Rückert: Helmut Prang, *Friedrich Rückert. Geist und Form der Sprache*, Schweinfurt/Wiesbaden 1963; derselbe, *Friedrich Rückert als Dichter und Gelehrter*, Erlanger Universitätsreden N.F. 9, Erlangen 1963; Annemarie Schimmel, *Friedrich Rückert*, in: Benno von Wiese (Hrsg.), *Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk*, Berlin 1979<sup>2</sup>, 53–76. Annemarie Schimmel, *Orientalische Dichtung in der Übersetzung Friedrich Rückerts*, Sammlung Dieterichs, Band 286, Bremen 1963.

Horizont systematisch während seines langen Lebens. 1811 wurde er Privatdozent, von 1826 bis 1841 war er Professor der Orientalistik an der Universität Erlangen, 1841–1846 in gleicher Funktion in Berlin; nachher liess er sich auf eigenen Antrag hin emeritieren. Als Sprachwissenschaftler hat er kaum Bleibendes geleistet, als Dichter — besonders als Lyriker — hat er eine unglaubliche Menge von Texten verfasst, als Übersetzer aus den verschiedensten Sprachen eine erstaunliche Einfühlung, ja geradezu Kongenialität bewiesen. Er hat insgesamt etwa 50 Sprachen gelernt, und zwar, wie sein Sohn Heinrich Rückert bemerkt, auf folgende Weise:

«Wenn Rückert an die Bewältigung einer neuen Sprache ging, ein Fall, der sich in seinem gelehrten Leben mindestens ein halbhundertmal wiederholte, so befolgte er, nicht aus Reflexion oder als mnemotechnisches Hilfsmittel, sondern durch den unmittelbaren Instinct seines Geistes getrieben, stets die Methode, eine ganze längere Zeit — er rechnete im Durchschnitt sechs bis acht Wochen dazu nötig — nur diese eine Sprache vorzunehmen und ausschliesslich in ihr zu leben. Es war ihm während dem geradezu unmöglich, Schriftwerke einer anderen oder mehrerer anderer daneben zu lesen, am allerwenigsten etwa mehr als eine ihm noch unbekannte auf einmal oder neben einander zu erlernen. Sein Geist bohrte sich, so zu sagen, oder versenkte sich so völlig hinein in das ihm noch fremde Object, dass einstweilen kein Raum für etwas Anderes gleicher Art blieb. Andere wissenschaftliche Gegenstände aus ganz entlegenen Gebieten konnten ihn nicht stören: sie dienten ihm vielmehr zu der bei solcher erschöpfenden Anspannung durchaus nöthigen Erholung»<sup>65</sup>.

Nun hat aber Rückert zwar viele dieser Sprachen sehr gut gekannt, vor allem jene, die er selbst als Hochschullehrer dozierte. Andere sind ihm vielleicht aus Mangel an Hilfsmitteln, oder weil ihn wie beim Koptischen das Schrifttum nicht fesselte, nicht leicht gefallen<sup>66</sup>. Auch das Armenische scheint er nicht wirklich beherrscht zu haben: Er habe «das Armenische wieder vorgenommen und finde es noch abscheulicher als das vorige Mal»<sup>67</sup>. Von einer Studie in armenischer Sprachvergleichung hat er sich sehr «angesprochen» gefühlt, «obgleich ich auch dazu einige Buchstaben erst wieder lernen musste»<sup>68</sup>.

Friedrich Rückert gleicht Matthys darin, dass er seine Sprachen auch zumeist aus Büchern lernt; doch war er wissenschaftlich weitaus besser gebildet. Er hatte auch ein Ziel: von den Sprachen zu der Sprache zu kommen, zum einen Geist, der hinter allen Sprachen wirkt: «Was mich erfreut, entzückt, das ist die Sprach' an sich».

<sup>65</sup> Heinrich Rückert, Friedrich Rückert als Gelehrter, in: Heinrich Rückerts kleinere Schriften hrsg. von Amélie Sohr/Alexander Reifferscheid, 2. Bd., 2. Teil, Weimar 1877, 339.

<sup>66</sup> Ebenda, 335 f. Er nennt das Koptische eine «verruchte Sprache», Brief vom 4. 4. 1859, in: Friedrich Rückert, Briefe, hrsg. von Rüdiger Rückert, 2. Bd. Schweinfurt 1977, 1299; im Sommer 1861 ist er ernsthaft am Studium dieser Sprache, ebenda 1325.

<sup>67</sup> Ebenda, 816 f., Brief von 26. 5. 1841.

<sup>68</sup> Ebenda, 1275, Brief von 28. 1. 1857. Brief vom 28. 1. 1857, 2. Bd., 1275.

Er hatte aber auch ein ethisches Ziel: «Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung, / Drum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung» und «dass ihr erkennt: Weltpoesie / allein ist Weltversöhnung!»<sup>69</sup>

Ein verblüffender Polyglotte und Sprachgelehrter zugleich war *Eduard Huber* aus Grosswangen LU (1879–1914)<sup>70</sup>. Er beherrschte zuletzt rund 30 europäische und asiatische Sprachen. Schon als Gymnasiast in Solothurn lernte er zusätzlich noch Hebräisch, Chaldäisch (Syrisch) und Arabisch. Als 18jähriger begann er sein Studium in Paris zugleich an der Sorbonne, am Collège de France und an der Ecole Orientale. Dabei belegte er mindestens acht Sprachfächer gleichzeitig und erwarb sich durch Kontakte mit ausländischen Mitstudenten noch Kenntnisse mehrerer anderer Sprachen. Mit 20 Jahren schloss er seine Studien in Paris ab und wechselte an die Ecole Française d’Extrême-Orient in Saigon. Fünf Jahre später war er dort bereits Professor für chinesische Sprache, nach weiteren sieben Jahren hatte er auch den Lehrstuhl für indonesische Philologie inne. Im Laufe seines Saigonner Aufenthalts unternahm er auch mehrere Forschungsreisen durch Indochina, Süd- und Ostchina, ferner Japan und den malaiischen Archipel. Er beschäftigte sich viel mit philologischen, näherhin sprach- und literaturvergleichenden Studien. Aus seiner Feder stammen mehrere kleinere Abhandlungen und eine grosse Übersetzung aus dem Chinesischen ins Französische. «Aussergewöhnliche Sprachbegabung, fabelhaftes Gedächtnis, starke Einbildungskraft, schnelle Texterfassung und kritischer Scharfsinn» als positive Eigenschaften kamen ihm bei seiner Tätigkeit sehr zugute<sup>71</sup>.

Was nun seine Sprachkenntnisse anbelangt, so äussert sich darüber ein Bekannter Hubers: «Es sei nebenbei erwähnt, dass Huber nicht nur Arabisch, Sanskrit, Chinesisch — jede dieser Sprachen erfordert für sich die methodische Arbeit eines ganzen Menschenalters — gründlich beherrschte, sondern ausserdem an die dreissig andere Sprachen Asiens und Europas. Und man stelle sich dabei nicht nur eine oberflächliche, auf einige Worte und Redewendungen beschränkte Kenntnis vor. Ich erinnere mich, dass ich Huber an der Schule, welche damals von Saigon nach Hanoi übersiedelte, auf Hindostanisch mit einem Portier aus dem südlichen Indien scherzen, mit seinen beiden Dienern fleissig Pekinger Chinesisch und Birmanisch reden, auf annamitisch mit buddhistischen Bonzen sich unterhalten und dann einige Bruchstücke dieser Zwiegespräche uns übersetzen hörte, in tadellosem Französisch, wie er es übrigens in irgend einer andern Sprache getan hätte»<sup>72</sup>.

Huber selbst aber, nach 18 Jahren Beschäftigung mit der chinesischen Sprache, meinte, «dass er doch nie zu seiner völligen Befriedigung in die innersten Ge-

<sup>69</sup> Alle Zitate bei Schimmel, Friedrich Rückert, 62f.

<sup>70</sup> Ich stütze mich auf: Casimir Schnyder, Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachgelehrter, Sinolog und Indochinaforscher, Zürich 1920; Alois Häfliger, Das Genie aus Grosswangen, in: Vaterland vom 11. 8. 1979.

<sup>71</sup> Häfliger, Genie.

<sup>72</sup> Gaston Cahen, in: Schnyder, Eduard Huber, 101.

heimnisse des chinesischen Wissens eindringen würde und dass er sich daher lieber wieder rein indologischen Studien zuwenden wolle»<sup>73</sup>.

Mehrfach nahm Huber einen Anlauf zu doktorieren, wurde davon aber immer wieder durch andere Forschungsarbeiten abgehalten.

Auf Grund der Zeugnisse und der von Huber hinterlassenen wissenschaftlichen Arbeiten — «alles, was er schreibt, ist knapp, bündig, sicher und reichlich belegt»<sup>74</sup> — darf man annehmen, dass er seine Sprachen gründlich bis vollkommen beherrschte, einen grossen Teil gewiss passiv und aktiv, einen Teil wenigstens ausreichend genug, um sprachvergleichende Studien mit Sicherheit betreiben zu können.

Nichts Genaueres weiss ich bis heute über *Dr. Georg Sauerwein* (1831—1904), der auch mehr als dreissig Sprachen beherrscht haben soll. «Aber die Sprachen sind nicht etwa angelernt, sondern er schreibt und dichtet, dem inneren Drange gehorchend, bald in der einen und bald in der andern, und ganz im Geiste des betreffenden Volkes. Dabei bevorzugt er mehr die kleineren Sprachgebiete als die herrschenden Kultursprachen. — So übersetzte er die Bibel ins Malagassische, dichtete ein litauisches Epos, schrieb in der Amharasprache einen offenen Brief an Menelik, sandte an den Londoner Königshof ein kymrisches Gedicht zur Erhaltung der Sprache, sang so manches wendische Lied und begrüsste den Stockholmer Philologenkongress 1888 mit einem Werke, das Beiträge von ihm in 30 Sprachen enthielt»<sup>75</sup>.

Ebenfalls als Sprachgenie zu bezeichnen ist der St. Galler Gymnasiallehrer und Hochschuldozent *Ivo Tschirky* (geb. 1930), über den 1982/83 mehrere Zeitungsartikel und eine TV-Sendung erschienen sind; wir kennen uns seit Jugendjahren, und er hat im Zusammenhang mit dieser Arbeit über Kaplan Matthys nicht nur selber Sprachanalysen vorgenommen, sondern mir auch andere Fachleute vermittelt und ausführlich zum Problem der Vielsprachigkeit Stellung genommen<sup>76</sup>.

Ivo Tschirky stammt aus St. Gallen, wo er die Kantonsschule besuchte und mit

<sup>73</sup> Schnyder, Eduard Huber, 105.

<sup>74</sup> Paul Oltramare im «Journal de Genève», zitiert in: Schnyder, Eduard Huber, 103.

<sup>75</sup> F. Tetzner, Dr. Sauerwein, ein neuer Mezzofanti, in: *Globus*, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, 71 (1897), 16; kurz vor Drucklegung noch: G. S., in: Hartmut Zwahr (Hrsg.), *Meine Landsleute*, Bautzen 1984, 277—293, 555—558 mit vielen bio-bibliographischen Angaben, die möglicherweise die These erschüttern könnten, dass eine grosse Anzahl von Sprachen die Kreativität zu hemmen vermag. Ob die Bücher, die Texte von ihm in 30 und mehr Sprachen enthalten, auch linguistisch analysiert wurden, konnte ich noch nicht überprüfen. — Während der Drucklegung erhielt ich Kenntnis vom Leben des «sächsischen Mezzofanti», des Kaplans Johannes Lindner (1868—1932), der nach eigenem Geständnis mehr als 30 Sprachen sprechen (u.a. ungarisch, nord- und südchinesisch, malaiisch, arabisch, Suaheli) und weitere 30 mehr oder minder gut übersetzen konnte. — Siegfried Seifert in: *Katholisches Hausbuch für 1968* (Diözese Meißen, DDR), 142—143 und mündliche Mitteilungen des Verfassers, der Diözesanarchivar in Bautzen (DDR) ist.

<sup>76</sup> Ausser auf viele Gespräche stütze ich mich auf folgende Zeitungsberichte: Sprachgenie im Rollstuhl, in: *Brückebauer* 17. 9. 1982; Reiches Leben trotz multipler Sklerose — Professor im Rollstuhl in: *Weltwoche* vom 27. 7. 83; Als 41. Sprache lerne ich jetzt Rätoromanisch in: *Meyers Monatsschrift* vom 17. 8. 83.

der Matura Typus A abschloss. Mit 10 Jahren fand er in der Bibliothek seines Grossvaters ein arabisches Lehrbuch. Fasziniert von der Schrift, studierte er die Grammatik und konnte sich schon bald mit arabischen Studenten der Hochschule St. Gallen unterhalten. Als Gymnasiast lernte er Sanskrit, als Student in Zürich, Pavia und Freiburg i.Ue. belegte er neben seinen Hauptfächern Latein und Griechisch auch Romanistik, Anglistik, Phonetik, Orientalistik und Slavistik. Er gewann einen Universitätspreis für eine Arbeit über rumänische Volksdichtung. Das Russische lernte er so gut, dass er es von 1967 bis 1972 an der Hochschule St. Gallen und 1965/66 an einem College in Michigan (USA) dozieren konnte; achtmal weilte er auf grösseren Reisen in Russland.

Tschirky hat bis heute 42 Sprachen erlernt. Dies macht er vor allem, um Kontakte zu gewinnen, sei es über die Literatur oder direkt im Gespräch mit den Leuten. Er eignet sich gern auch die Sprachen kleinerer Völker an, z.B. Armenisch oder Georgisch, um mit den Einheimischen in ihrer Muttersprache reden zu können. Für die Armeeführung übersetzt er militärische und verwandte Unterlagen aus mehreren Sprachen. Auch hat er den Text zu einem ansprechenden Bildband über Russland geschrieben<sup>77</sup>.

Ivo Tschirky braucht für das Erlernen einer neuen Sprache, sofern er sich ihr ziemlich ungestört und ausschliesslich widmen kann, im Durchschnitt drei Monate. Doch ist es ihm auch möglich, sich gleichzeitig mehreren Sprachen zu widmen. Er lernt mit jedem beliebigen Lehrbuch, ob es nun didaktisch gut oder weniger gut angelegt ist. Wenn er über längere Zeit hinweg eine Sprache vernachlässigt, so vermag er mit Hilfe von Grammatik und Wörterbuch zwar noch einen Brief zu schreiben; um aber den früheren Stand wieder zu erreichen, müsste er etwa drei Wochen intensiven Studiums dafür aufwenden.

Er selbst teilt seine Sprachkenntnisse in die Kategorien perfekt — gut — mittelmässig ein: perfekt kennt er von den antiken Sprachen sechs (Latein, Altgriechisch, Hebräisch, Altarabisch, Sanskrit, Altprovenzalisch), von den modernen fünf (Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch). Unter «perfekt» versteht er «wie ein Einheimischer». Gut beherrscht er neun antike — (Avestisch, Pehlevi, Pali, Altkirchenslavisch, Gotisch, Aramäisch, Syrisch, Aethiopisch, Akkadisch) und acht moderne Sprachen (Spanisch, Serbokroatisch, Provenzalisch, Rumänisch, Polnisch, Neugriechisch, Agyptisch-Arabisch, Maghrebinisch-Arabisch). «Gut» heisst auf moderne Sprachen bezogen: «imstande, an Diskussionen — auch übers Alltagsniveau hinaus — aktiv teilnehmen können, durchschnittliche Texte der Alltags- und der literarischen Sprache gut verstehen». Nur mit mittelmässig bezeichnet er momentan seine Kenntnisse in Georgisch, Armenisch, Ukrainisch, Tschechisch, Portugiesisch, Niederländisch, Hindi, Aserbaidschanisch und Berberisch. «Mittelmässig» bedeutet: «schon lange nicht mehr geübt, bedarf der Reaktivierung, im Augenblick nur mit Hilfsmitteln und unvollkommen zur Verfügung». Chinesisch, Albanisch, Afghanisch, Rätoromanisch, Japanisch hat er in den letzten Jahren neu gelernt, jedoch die Studien bis heute

<sup>77</sup> Ivo Tschirky/Norma Schwitter-Hamilton, UdSSR. Land, Leben, Leute, Zürich 1973.

noch nicht abgeschlossen (in Chinesisch ist er aber schon weit fortgeschritten).

Die Selbstbeurteilung Tschirkys ist nach dem, was wir darüber aus der Fachliteratur wissen, mit Vorsicht aufzunehmen. «Wie ein Einheimischer» die Sprache beherrschen, ist eine zu vage Aussage; man vergleiche die Bemerkungen von Mario Wandruska über die verschiedenen Register einer Sprache am Schlusse des Kapitels. Zuverlässige und gültige Aussagen wären nur möglich bei Anwendung eines wissenschaftlich interpretierbaren Rasters, der erst noch den verschiedenen, von Fall zu Fall anders differenzierenden Sprachen angepasst werden müsste.

Seine Sprachlernmethode beschreibt Tschirky als «assoziativ»: Er bringt Wortgruppen (Sachgruppen), Wortfamilien (etymologisch zusammengehörige Wörter), Verwandtschaften, Ableitungen, Zusammensetzungen miteinander in Beziehung; er ist stark analytisch und rational in seiner Sprachanwendung: Beim Schreiben und Reden überlegt er blitzschnell und in höchster Konzentration, vor allem auch, um nah beieinanderliegende Formen etwa verwandter Sprachen nicht durcheinander zu bringen. Er muss «heillos» aufpassen, um ein wirklich genuines Rätoromanisch zu lernen und sich nicht von Italianismen oder Hispanismen beeinflussen zu lassen. Antike Sprachen lernt er zumeist autodidaktisch aus Büchern, für moderne Sprachen zieht er «native speakers» bei oder fährt ins Ausland, um sich eine korrekte Aussprache und die richtige Idiomatik anzueignen. Chinesisch hat er mit einem Lehrer in einem Sprachkurs gelernt. Ivo Tschirky kennt noch zwei Schweizer, die zwanzig bis dreissig Sprachen beherrschen.

### *bb) Überlegungen zum Phänomen der Polyglottie*

Polyglott, d.h. mehrsprachig nennt man im strengsten Sinn des Wortes einen Menschen, der über seine eigene Muttersprache hinaus eine oder mehrere Fremdsprachen zusätzlich lernt, ohne sie durch Aufenthalt im betreffenden Land oder in einer entsprechenden Familie als zweite oder dritte Umgangssprache anzueignen. Bilingual («bilingue») hingegen heisst ein Westschweizer, der in der deutschen Schweiz aufwächst und zuhause französisch, mit den Kameraden auf der Strasse und in der Schule aber deutsch spricht. Multilingual ist einer, der als Sohn eines Deutschschweizers und einer Tessinerin im Ausland aufwächst, die dortige Landessprache sich aneignet, als Diplomatenkind aber eine englischsprachige Schule besucht. Bilingual und multilingual können nicht nur Individuen, sondern auch Kollektive sein.

Während die Literatur über Bi- und Multilingualismus immer mehr anwächst<sup>78</sup> und es überaus leicht ist, sich über den Erwerb der Muttersprache und

<sup>78</sup> Vgl. Harald Haarmann, *Multilingualismus*, 2 Bde., Tübingen 1980. Eine besonders eindringliche Studie von kollektiver und individueller Mehrsprachigkeit liegt vor in: Andres Max Kristol, *Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft*, *Romanica Helvetica*, Bd. 99, Bern 1984.

das Erlernen von Zweitsprachen zu informieren, fehlen Studien über die ausserordentliche Vielsprachigkeit eines Individuums.

Ausserordentlich nenne ich diese Polyglottie nicht nur, wenn sie eine bestimmte Anzahl von Sprachen (etwa zwanzig) übersteigt, sondern auch wenn sie sich sozusagen nicht aus dem Fachstudium einer bestimmten Sprachgruppe ergibt. Ein echter Romanist wird sich im Lauf der Zeit zumindest passive Kenntnisse aller romanischen Sprachen und eventuell auch einiger ihrer Dialekte aneignen. Die Grundstruktur ihrer Grammatik und die bedeutsamen Unterschiede ihres Wortschatzes wird er ohnehin auf der Universität lernen. Ein Spezialist der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft bzw. ein Linguist wird sich in mehrere untereinander recht verschiedene Sprachen einarbeiten.

Der berühmte Sprachwissenschaftler Hugo Schuchardt (1842–1929) nahm an, dass sich vertiefte wissenschaftliche Kenntnisse «der» Sprache — und auch vieler Sprachen — einerseits und die perfekte Beherrschung eben dieser Sprachen in Wort und Schrift eher ausschlössen: «Ein Diez (1794–1876) war wenig geübt in den Sprachen, deren geschichtliche Entwicklung er mit wunderbarer Klarheit erkannte; ein Mezzofanti erlangte des tieferen Verständnisses für die vielen Sprachen die er mit wunderbarer Geschicklichkeit meisterte<sup>79</sup>». Und über sich selbst sagt er: «Ich bin oft gefragt worden, wieviele Sprachen ich können — meine stehende Antwort war: Kaum meine eigene. Die meisten Leute machen keinen Unterschied zwischen Sprachen kennen und Sprachen können; und doch deckt sich nur selten beides ganz. Ich benütze jede Gelegenheit, um als Sprachforscher meine Ablehnung des Polyglottismus, d.h. der immer gegenwärtigen Vielsprachigkeit auszusprechen; aber ich verkenne seine grosse Nützlichkeit nicht, ja ich bewundere es, wenn in irgend einem Salon eine Dame mit unfehlbarer Sicherheit zu gleicher Zeit in drei Sprachen sich unterhält. Mir ist dergleichen immer als Wunderleistung erschienen; ich habe z.B. spanisch und italienisch nicht, auch nach kurzer Zwischenpause, hintereinander ohne beständige Entgleisungen sprechen können . . . Ein starkes Hindernis, mit dem ich seit meiner Kindheit behaftet bin und das natürlich im Alter immer zugenommen hat, bildet mein Mangel an feinem Gehör<sup>80</sup>». Dabei kannte — aber eben nicht: konnte — er eine Unmenge

<sup>79</sup> Hugo Schuchardt-Brevier, hrsg. von Leo Spitzer, o. O. 1928<sup>2</sup>, 364. Ihm widerspricht Carlo Tagliavini in seinem Artikel über Mezzofanti in der *Enciclopedia Italiana*, 23 (1934), 149. Aus der Korrespondenz und den hinterlassenen Notizen lasse sich ersehen, dass Mezzofanti sprachwissenschaftliche Einsichten erahnte bzw. vorwegnahm, z.B. über die Stellung des Rumänischen innerhalb der romanischen Sprachen oder über die Verwandtschaft der fälschlicherweise «Kymbrisch» genannten süddeutschen Dialekte in Oberitalien mit dem Tirolischen. Doch steht fest, dass Mezzofanti kaum publizierte und seine Intuitionen nicht ausarbeitete. Dr. Heinz F. Wendt, Lektor beim Langenscheidt-Verlag, der selber mehrere Sprachen beherrscht, schrieb mir am 31. 8. 1983 und zitiert dabei zum Problem «Wunderkind / Sprachwissenschaftler» Jean Perrot aus: *La linguistique, que sais-je?*, Nr. 570: «Un linguiste n'est pas un polyglotte, et la connaissance pratique d'un grand nombre de langues lui donne des avantages considérables, elle n'est pour lui qu'un moyen, non une fin; on pourrait citer d'excellents linguistes incapables de se servir pratiquement d'une autre langue que leur idiome maternel».

<sup>80</sup> Schuchardt-Brevier, 424f.

von Sprachen, auch Keltisch und Baskisch, und er konnte sich — wenn auch oft eher in einer Art Kauderwelsch — in vielen von ihnen verständigen!

Lässt sich die von Schuchart behauptete gegenseitige Ausschliesslichkeit von «Sprachen kennen» und «Sprachen können» anhand unserer Beispiele bestätigen? Zunächst ist zu bemerken, dass die erwähnten fünf Personen in bezug auf ihre wirklichen Fremdsprachenkenntnisse kaum zu vergleichen sind. Über Mezzofanti haben wir nur Aussagen aus zweiter Hand, die heute nicht mehr überprüfbar sind. Von Rückert weiss man, dass er ein hochbegabter Übersetzer war und Werke aus vielen orientalischen Sprachen seiner deutschen Muttersprache kongenial anverwandelte. Auf Grund der mir zugänglichen Angaben lässt sich jedoch in keinerlei Weise eine Liste der verschiedenen Grade der Sprachkenntnisse aufstellen. Eugen Huber scheint der Behauptung Schuchardts zu widersprechen: Er beherrschte offenbar sehr viele Sprachen und durchdrang ihre Struktur und ihren Geist in vollkommener Weise; sein früher Tod erlaubte ihm jedoch nicht, aus seinem Polyglottismus wirklich bleibenden Nutzen für die Nachwelt zu ziehen. Ivo Tschirky begründete die Tatsache, dass er zwar ein Lizentiats- und ein Mittelschullehrerdiplom erworben, aber nie doktoriert oder irgend sonst eine wissenschaftliche Abhandlung geschrieben hat, folgendermassen: Es liege ihm nicht, kleine und kleinliche Probleme zu bearbeiten; er liebe mehr die Übersicht, die Zusammenhänge, das Sprachübergreifende; er könne sich schwer einem Vorgesetzten unterziehen, den er nicht voll bejahren könne, und schliesslich ziehe er in gewissen Bereichen, so im didaktischen, die Praxis der Theorie weit vor<sup>81</sup>.

Was die bisher genannten vier Sprachenkenner von Matthys unterscheidet, ist die Tatsache, dass wir über jene nur Fremd- oder Selbstaussagen haben, über diesen aber ein allseits objektiv überprüfbares schriftliches Dokument. Wir wissen aber bei Matthys auch nicht, wie er seine Autobiographie niederschrieb: ob er ständig Grammatik und Wörterbuch neben sich liegen hatte, oder ob er mehr oder weniger frei über diese Sprachen verfügte und ziemlich flüssig schreiben konnte. Der zügige Duktus der fremden Schriften lässt vermuten, dass er sie ziemlich oft geübt haben muss und eine gelenke Hand hatte. Viele grammatischen Besonderheiten legen nahe, dass seine Sprachkenntnisse manchmal nicht sehr differenziert und reichhaltig waren, sondern eher papieren und im Elementaren befangen. Zudem kann man bei Matthys nur von Leseverstehen und Schreibenkönnen reden; bei Rückert vielleicht nur von Leseverstehen; bei Mezzofanti von Reden, Hören und Lesen — von Schreibenkönnen ist nichts bekannt; Tschirky hat im Lauf seines Lebens an mehreren Schulen insgesamt zehn Sprachen unterrichtet, nämlich Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Latein, Griechisch, Russisch, Hebräisch, Arabisch; er lebte ein Jahr in Italien, ein Jahr in den USA und bereiste mehrere Länder. Doch wäre eine objektive Prüfung seiner Sprachkenntnisse durch Spezialisten der insgesamt 42 Sprachen aus mehreren Gründen schwierig. Es müssten vergleichbare Aufgaben vorgelegt und vergleich-

<sup>81</sup> Aus schriftlichen Angaben zu meinen Handen, Ende 1982.

bare Evaluationskriterien aufgestellt werden; zudem ist Tschirky seit Jahren durch die Multiple Sklerose so behindert — er kann nur noch mit höchster Mühe Buchstaben nebeneinander setzen oder auf der Schreibmaschine tippen, und auch beim Reden muss er langsam und sorgfältig artikulieren —, dass eine Fremdüberprüfung seiner Sprachkenntnisse heute unzumutbar wäre<sup>82</sup>.

Die kleine Anzahl hier analysierter Fälle erlaubt keine wissenschaftlich gesicherte Aussage über das Verhältnis zwischen «Sprachen wissenschaftlich kennen» und «Sprachen praktisch können». Die ziemlich apodiktische Behauptung Schuchardts hat doch wohl auch mit dem Sprachunterricht um 1860 herum zu tun.

Anderseits ist es eine Banalität, wenn man feststellt, dass offenbar von einer bestimmten Menge an «viele Sprachen können» und «wenige oder keine Sprachen wissenschaftlich auswerten» miteinander korrelieren, und dies schon rein aus zeitlichen Gründen. Wer einen Beruf ausübt, Nebenbeschäftigung nachgeht, eine Familie hat und jährlich eine bis drei neue Sprachen lernt, ist schon rein zeitlich ausserstande, sich auch noch kontinuierlich wissenschaftlich zu bestätigen. Vielleicht stecken aber auch zwei verschiedene, bis zu einem gewissen Grad sich ausschliessende Begabungen oder Neigungen dahinter.

Vorläufig möchte ich als Hypothese die folgenden Aussagen wagen. Zum Ersten: Wer sich wissenschaftlich mit vielen Sprachen befasst, kann durchaus mehrere davon — vielleicht sogar die Mehrzahl — auch praktisch beherrschen. Zum Zweiten: Wer von Anfang an den Schwerpunkt auf das Erlernen vieler Sprachen legt, kommt in aller Regel nicht mehr dazu, sie auch wissenschaftlich — und damit objektiv überprüfbar — zu durchdringen. Alle Ahnungen, Einsichten, Intuitionen über Beziehungen zwischen den Sprachen und über das Wesen der Sprache bleiben in diesem zweiten Fall in mündlichen Andeutungen und allenfalls in fragmentarischen Skizzen stecken, die kein anderer mehr auswerten kann.

Die Motivation zum Sprachstudium, vor allem der auslösende Faktor, scheint eher zufälliger Art zu sein. Matthys hatte wohl einen grossen Bildungseifer. Eine lateinische Grammatik in den Händen eines gleichaltrigen Knaben erweckte in ihm schon Sehnsucht nach dieser Sprache; mit dem ersten selbst verdienten Geld kaufte er seinen «Bröder», das Lateinlehrbuch samt Wörterbuch, und lernt beides auswendig. Bei Ivo Tschirky war es die Bibliothek des Grossvaters mit der arabischen Grammatik, die den Anstoss gab. Hugo Schuchardt verneint für sich den Einfluss der Vererbung, «ganz abgesehen davon, dass derartige Vererbung im Grunde meistens nur früheste unbewusste Nachahmung sein wird»<sup>83</sup>. Er lernte

<sup>82</sup> In der Beurteilung der arabischen Sprachprobe von Matthys gingen Ivo Tschirky und Dr. Franz Allemann auseinander; der erste stellte kaum bemerkenswerte Mängel fest, während der zweite erhebliche Fehler fand und auch einzeln begründete. Das könnte — in Tschirkys Terminologie — heißen, dass er, infolge Krankheit und vielfältiger sonstiger Belastungen gehindert, zu jenem Zeitpunkt das Arabische nicht mehr so stark beherrschte wie früher. Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass Selbst- und Fremdbeurteilung bei Sprachkenntnissen leicht auseinanderklaffen können; weitere Beispiele bei Kristol, Bivio (s. Anm. 78) und die dort angeführte Literatur.

<sup>83</sup> Schuchardt-Brevier, 422f.

in der Folge lieber selber (in «Autodidaxie», wie er es nennt; wir würden eher «Autodidaktik» sagen) als unter der Fuchtel eines Lehrers; hebräische Lettern und ägyptische Hieroglyphen faszinieren ihn schon rein ästhetisch; in Dresden wohnte er als Elfjähriger einmal einem sorbisch-wendisch gefeierten Gottesdienst bei und das «war für mich ein Ereignis, ohne dass ich ein Wort davon verstanden hätte»<sup>84</sup>.

Gibt es psychische Gründe, die jemanden zum Lernen möglichst vieler Sprachen aneifern? Bei Kaplan Matthys sahen wir, dass für ihn sein Sprachenstudium zwar durchaus einer Neigung entsprang, die er früh schon — jedenfalls besonders deutlich während des Studiums — spürte, die aber auch ein Akt der Verzweiflung war in der Langweile seiner Bergeinsamkeit, und nicht zuletzt eine «Kurzweil», wie er in bezug auf seine Beschäftigung mit einer Welthilfssprache sagte<sup>85</sup>. Ivo Tschirky schreibt mir: «Einmal lockte mich die Verschiedenart und Vielfalt . . ., teils aber waren es recht äusserliche, sogar kindliche Motive . . .: in einer fremden Schrift zu schreiben, eine fremde Schrift zu lesen, birgt einen besonderen Reiz in sich: Der Zauber des Geheimen spielt hier mit, auch der aesthetische Genuss und schliesslich das stolze Gefühl des Aussergewöhnlichen: vier Sprachen beherrschen noch manche, aber vierzig. . .? Zum Schluss will ich betonen, dass für mich die Sprachkenntnisse mit dem Fortschreiten meiner Krankheit immer mehr zu einer Lebenshilfe wurden»<sup>86</sup>. Bei Mezzofanti, Rückert und Huber sind mir die wahren Triebfedern zum Beginn des Sprachenlernens unbekannt. Bei Rückert jedoch waren für die Fortsetzung und Ausweitung der Sprachstudien seine literarische Sensibilität und die Forschung nach dem Wesen der Sprache ausschlaggebend.

Man könnte bei der Frage nach den Motiven für die Vielsprachigkeit noch nach tiefenpsychologischen Gründen forschen. Eine zunächst absurd scheinende Hypothese lässt sich wenigstens bei Matthys nicht von der Hand weisen: Sprachen sind zwar zunächst Kommunikationsmittel, aber zu viele Sprachen können einen Menschen auch hindern, sich selbst in seinem Innersten zu offenbaren und mit andern Menschen in dauernden und echten Kontakt zu treten. Matthys kam ja mit seinen Nächsten nirgendwo zurecht, vor Besuchen Fremdsprachiger hatte er Angst, und seine Besuche in Zürich bei Friedrich Staub scheiterten nicht nur an seinem prekären Gesundheitszustand, sondern auch an dutzenderlei anderen «wenn» und «aber». Polyglottie wird hier zu einem Abwehrmechanismus, zu einer Schranke, um sich vor den Mitmenschen und eventuell auch dem Transzendenten abzuschirmen, wobei eine gewisse Isolation sowohl Ursache wie Folge sein kann. Von einer bestimmten Anzahl von Sprachen an wird ja der Polyglotte für den «gewöhnlichen Sterblichen», aber auch für andere Fachleute unüberprüfbar, damit geheimnisvoll und irgendwie besorgniserregend. Auch andere Motive mögen bewusst oder unbewusst mitspielen, von Prestigegegewinn bis zu Habsucht.

<sup>84</sup> Ebenda, 424.

<sup>85</sup> Brief (vom 10. 5. 1861) an H. Schweizer-Sidler.

<sup>86</sup> Brief von Tschirky von Ende 1982.

Osenbrüggen bezeichnete Matthys als einen Mann, «der hamsterartig so viele Sprachen aufspeicherte»<sup>87</sup>.

Über Hypothesen kommen wir beim gegenwärtigen Wissensstand nicht hinaus, so dass das Problem der Polyglottie ein dringendes Forschungsdesiderat bleibt. Zitieren wir zum Abschluss dieses Kapitels noch eine Bemerkung von Mario Wandruszka, der sich recht skeptisch zu den sogenannten Vielsprachlern äußert:

«Manche Menschen sollen eine phantastische Zahl von Sprachen beherrscht haben, Mithridates IV., König von Pontus, der Humanist Pico della Mirandola, der Kardinal Giuseppe Mezzofanti. Solche Sprachwunder sind bis jetzt noch nie ernsthaft überprüft worden. Auch hier müsste man untersuchen, ob es sich nur um das schriftliche oder mündliche Verstehen handelt, um eine verstehende Vertrautheit, oder auch um ihre tätige Verwendung in allen Lebenslagen, in allen Registern und Stilen ihrer inneren Mehrsprachigkeit, von der Poesie zum Slang, und nicht etwa in dem der internationalen Politik oder des Weltluftverkehrs oder des Hotelwesens.

Zweifellos gibt es Virtuosen der Vielsprachigkeit, etwa unter den internationalen Dolmetschern. Es gibt sehr verschiedene Formen der 'Sprachbegabung' und zweifellos auch eine für die meisten Menschen unvorstellbare Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet, von der wir nicht recht wissen, wie weit sie auf einer abnormalen Ausbildung des Sprachzentrums des menschlichen Gehirns beruht<sup>88</sup>. Befragt man aber solche Menschen, so stellt man auch da sehr schnell fest, dass von einer absoluten Parität zwischen zwei oder gar mehreren Sprachen keine Rede sein kann. Auch da ist bald die eine, bald die andere Schicht dieser oder jener Sprache unverhältnismässig stärker ausgebildet.

In unsere Bewunderung mischt sich Unbehagen und Misstrauen. Die spielerisch vollendete Selbstverständlichkeit, mit der manche Menschen von einer Sprache zur andern wechseln, ihr offenkundig geniesserisches Auskosten dieses Rollenspiels hat leicht etwas Schauspielerisches, um nicht zu sagen Komödiantisches.

Zum richtigen Verwenden fremder Sprachen gehört ja auch ein gewisses Imitationstalent, eine gewisse spielerische Freude daran, ganz auf die Sprache des anderen einzugehen... In andere Sprachen zu schlüpfen und sich in diesem fremden Federkleid täuschend echt zur Schau zu stellen kann ja auch ein ziemlich eitles Spiel sein»<sup>89</sup>.

<sup>87</sup> Osenbrüggen, *Wanderstudien*, 125.

<sup>88</sup> Es handelt sich offenbar nicht um «Abnormitäten», sondern um eine je verschiedene Beanspruchung der zwei Gehirnhälften. Schöpferische Menschen können weniger Wörter, Strukturen usw. im Gedächtnis leicht abrufbar speichern. Vgl. V.V. Ivanov, *Gerade und Ungerade. Die Asymmetrie des Gehirns und der Zwischensysteme*, Stuttgart 1983, besonders 190–195. Dieses Buch des in mehreren Sprachkreisen bewanderten Autors lässt mich vermuten, dass in der sowjetrussischen Forschung manches für unser Thema zu suchen wäre.

<sup>89</sup> Mario Wandruszka, *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, München 1979 (Taschenbuchausgabe München 1981), 51f. — Das Buch enthält sonst keinerlei Hinweise auf Mehrsprachigkeit, wie wir sie in unserem Buch verstehen.